Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 8 — Gotha, 20. April 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Die Geduld der Gnade [Sp. 361] — Die Neuheit des Evangeliums nach Marcion [Sp. 362] — Neues vom Urmenschen [Sp. 370] — Dichtung und Religion. Schluß [Sp. 375] — Religiöser Gehalt in Selma Lagerlöfs Werken [Sp. 384] — Die Zeit der Zeitung [Sp. 389] — Noch einmal Hasenclever [Sp. 395] — Jon Svensson [Sp. 397] — Preußische Pflichtreligion (Luise v François) [Sp. 399] — Die neuen Christentum-Stürmer [Sp. 400] — Evangelische Pädagogik? [Sp. 402] — Musikbericht. 2. Musik zum Singen [Sp. 404] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart: Heilsarmee; Annäherung der Konfessionen [Sp. 406] — Vom römischen Katholizismus der Gegenwart: Lateranverträge, Mussolini [Sp. 408] — Wöchentliche Chronik [Sp. 411] — Verschiedenes: Friedrich Wilhelm Foerster zum Schutz; Zum Fall Szimonidesz; Christ at the round Table; Versammlungen und Vereine; Kleine Mitteilungen [Sp. 413] — Versammlungskalender [Sp. 416] — Anzeigen

Die Geduld der Gnade

Herr Herr Gott, barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue.

2. Mos. 34, 6. 4. Mos. 14, 18 f. Neh. 9 13. Ps. 86, 15. 103, 8. 145, 8 Jes. 48, 9. Joel 2, 13. Nah. 1, 3. Weish. 2, 19. 15, 1.

Die Allmacht Gottes, die Allwissenheit sind schwer zu begreifen. Schwerer die Geduld.

An der Vorstellung der Allmacht, der Allwissenheit usw. scheitert unser Verstand. Besser: unser Vorstellungsvermögen, unsre Phantasie. Denn mit dem Verstande können wir vielleicht so weit mit, daß wir uns so etwas denken, ja gar nicht umhin können, so etwas zu denken. Aber zur Geduld Gottes reicht unser Verstand gar nicht. Sie gehört auch nicht in dessen Ressort. Was in uns Gottes Geduld nicht begreifen will, ist unser Empfinden, unser Urteilen.

Viel eher begreifen wir Gottes Zorn. Den uns vorzustellen bedürfen wir gar keiner Offenbarung. Erstens ist da Etwas in uns, das billigt alles Zufahren, alle Reaktion einer göttlichen Strafgerechtigkeit. Und die Erfahrung bietet unschwer die Exempel dafür. Das Alte Testament ist davon voll. Was wäre das für ein Gott, der nicht zuweilen losbräche! „Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen." „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." Es dauert freilich zuweilen lange. Aber dann hat man doch die Genugtuung: mahlen die Gottesmühlen langsam, so doch „trefflich klein".

Aber Gottes Geduld zu begreifen, dazu bedürfen wir der Offenbarung.

Wenn wir allwissend und allmächtig wären, wenn wir Gott der Herr wären, wie wollten wir drein fahren! Von Gewissens wegen. Um des Rechts und des Guten willen! Unsre besten Triebe wollten wir in den Dienst dieses Zorns stellen.

Warum schweigt Gott? Warum läßt er das alles zu? „Es ist kein Gott!" Gerade in unserm besten Teil sind wir verletzt. In unserm richtenden Gewissen. In unserm sittlichen Urteil, da wo es ernst ist.

Vielleicht, daß Gott, wenn wir so zürnen, uns „liebt", wie Jesus den reichen Jüngling Mark. 10, 21. Weil Gott *geduldig* ist.

Es ist etwas Ungeheures um die Geduld Gottes. So sehr, daß das ganze Christentum, Christus und sein Evangelium, nicht in die Welt gekommen sind ohne die Hülle der nahen Gerichtserwartung. Das ganze Neue Testament ist davon umhüllt.

Aber der Allmächtige in seiner Geduld hat all die Ungeduld, die seinen Endsieg nicht erwarten konnte, Irrtums überführt. Und das ist nun eben auch eine Offenbarung.

R

Die Neuheit des Evangeliums nach Marcion

Keine andere Eigentümlichkeit des Christentums fordert so gebieterisch zu einer dialektisch-historischen Behandlung auf wie die, daß es eine alte und eine neue Religion zugleich ist. Am Faden der Beantwortung der Frage, inwiefern es eine neue Religion ist, bzw. was das Neue in ihm ist, kann man die ganze Geschichte der christlichen Lehre zur Darstellung bringen, und, in enger Verbindung damit, auch an dem andern Faden, inwiefern es die Vollendung einer alten Religion ist — hier sogar in einem doppelten Sinn als Vollendung der alttestamentlichen Religion und als Enthüllung einer supponierten Urreligion.

Aber die Geschichte des Christentums hat zwei große Erscheinungen hervorgebracht, von denen die eine die Neuheit dieser Religion bestimmt abgelehnt hat, während die andere umgekehrt in ihr nur Neues erblickte. Beide gehören der ältesten Kirchengeschichte an und haben mehrere Jahrhunderte überdauert; aber beide sind dann untergegangen, um seitdem für immer aus der Geschichte des Christentums zu verschwinden [1]) — *die judenchristliche Kirche* und ihr Gegenpol, *die Marcionitische Kirche*.

Der Grundgedanke der jüdischen Kirche, souverän und exklusiv, ist in der Überzeugung gegeben, daß das Christentum die Vollendung der alten Religion durch Erfüllung einer gegebenen Verheißung ist. Mag diese Erfüllung auch alle konkreten Erwartungen überstiegen haben — sie bringt doch nichts, was nicht schon Moses und die Propheten gebracht und angekündigt haben, ja sie müßte als zweifelhaft gelten, wenn sie in irgendeiner Hinsicht etwas anderes brächte als das bereits Bekannte oder Verheißene. Nur durch die positive Beantwortung der Frage in bezug auf Jesus: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten?" unterscheidet sich das Judenchristentum vom Judentum: Nichts ist durch Jesus aufgelöst, Alles ist erfüllt. Wie das im Einzelnen im Judenchristentum betrachtet und ausgeführt wurde, darüber besitzen wir nicht viele, aber doch ansehnliche Quellenzeugnisse. Warum und in welchem Tempo die judenchristliche Kirche untergegangen ist, läßt sich auch noch feststellen.

Am Gegenpol steht die Marcionitische Kirche mit ihrer Verkündigung: Im Christentum ist Alles neu; weder hat es rückwärtige Verbindungen in der Geschichte, noch gegebene Unterlagen in der Schöpfung [2]).

So hat es Marcion erlebt, und weil er es so nicht nur erkannt, sondern erlebt hat, hat er sich nicht damit be-

[1]) Daß sie sich, abgesehen von ganz unkräftigen Ansätzen, niemals in der Geschichte des Christentums wiederholt haben, scheint ein Beweis ihrer Undurchführbarkeit zu sein.

[2]) Über eine gewisse Ausnahme s. unten.

gnügt, die Neuheit zu konstatieren, sondern er hat sie wirklich auf alles einzelne Christliche angewendet; der Mund ging ihm über von dem, was sein Herz erfüllte; der Nachweis der Neuheit der christlichen Botschaft war ihm Glaubenslehre und Apologie zugleich. In meiner Monographie über Marcion bin ich dem nachgegangen, aber doch nicht so ausführlich wie wünschenswert. Im Folgenden soll das nachgeholt werden. Erhalten hat sich die Marcionitische Kirche in Zentralasien bis ins 10. Jahrhundert und noch länger.

1

Die Einleitung zu seinem großen Werk „Antithesen“ [3]) hat Marcion mit den Worten begonnen:

O Wunder über Wunder, Verzückung, Macht und Staunen ist, daß man gar nichts über das Evangelium sagen, noch über dasselbe denken, noch es mit irgend etwas vergleichen kann.

Aufs bestimmteste lehnte es Marcion ab, selbst etwas Neues aufgebracht zu haben — seine Aufgabe sei lediglich Wiederherstellung des von den Kirchenleuten judaistisch Verfälschten [4]) —, aber um so energischer erklärte er, daß hier Alles neu sei, und die angeführten Worte bezeugen das in unübertrefflicher Weise. Wer vermag aus der Kirchengeschichte nach Paulus und vor Augustin ein ähnliches Wort nachzuweisen? Man kann das Evangelium mit nichts vergleichen, weil es in der Welt und in der Geschichte nichts Ähnliches gibt — mit erfrischender Schärfe ist hier behauptet, daß zwischen der religio vera und der religio falsa nur Gegensätze bestehen und daher jede Synthese ausgeschlossen ist. Man kann über das Evangelium nichts sagen; denn das Evangelium allein will sprechen und bedarf neben sich keiner Lehrausführungen. Man kann über das Evangelium nichts denken; denn das Evangelium nimmt alle Gedanken gefangen [5]). Eben deshalb ist es das Wunder über allen Wundern, eine überschwänglich freudige Erregung und Staunen begründend, und erweist sich zugleich als die stärkste Kraft. Ist der Eindruck des Christlichen als des Neuen und Heiligen jemals kräftiger zum Ausdruck gekommen als in diesen Worten? Als vor 130 Jahren Schleiermacher „die Religion“, und als in unseren Tagen Otto „das Heilige“ aus umstrickenden und niederziehenden Verbindungen herausführte, ging ein Schauer der Erleuchtung und Befreiung durch deutsche evangelische Christen. Ähnlich, nur viel stärker, müssen wir uns den Eindruck denken, den Marcion in einem großen Teil der Christenheit hervorbrachte [6]), als er mit seinem Evangelium hervortrat und die „Neuheit des Evangeliums“, das Wort von „dem neuen Wein, der die alten Schläuche zerreißt“, an die Spitze stellte [7]).

Was aber war inhaltlich das „Neue“, das ihn selbst im Tiefsten erfaßt hatte und den Anstoß zu einer umschaffenden Bewegung in ihm selbst und in der Christenheit gegeben hat? In zwei Sätzen, die uns Tertullian überliefert, und einem bei Adamantius erhaltenen Wort läßt sich die Frage beantworten:

Tertullian „Gegen Marcion“ I, 18:

Ein Werk genügt unsrem Gott: daß er den Menschen erlöst hat durch die ihm eigene höchste und besondere Gutheit, die etwas Größeres ist als die Schöpfung sämtlicher Heuschrecken.

Tertullian a. a. O. I, 13:

Mit verächtlichem Naserümpfen und in ausbündiger Unverschämtheit wenden sich die Marcioniten gegen die Werke des Schöpfers, um sie zu vernichten. „Traun“, sagen sie, „ein grandioses und gotteswürdiges Werk ist die Welt.“

Adamantius, Dial. II, 6:

Die Menschen — sie sind schlecht — hat „der Gute“ aus dem Bereich des Üblen [8]) herausgerettet, sie durch den Glauben umgebildet und die ihm Vertrauenden zu Guten gemacht.

Erlösung — sie ist ganz eigentlich und prinzipaliter „das Werk Gottes“ [9]), und eben deshalb erschöpft sich alle Offenbarung in ihr. Schöpfung und Erlösung liegen auf ganz verschiedenen Ebenen und haben nichts miteinander zu tun. Christsein heißt daher nichts anderes als „Erlöstsein“, und deshalb ist auch „der Gute“ („der Erbarmer“) der einzige Name für das innere Wesen Gottes [10]).

Erlöst aber ist der Mensch nach Marcion nicht nur von der Sünde, nicht nur vom Gesetz, nicht nur von der Welt, sondern vom Gott der Welt, dem Weltschöpfer, dessen Geschöpf und Sklave er bis dahin war. Um dieser Verkündigung willen hat Polykarp den Marcion „den Erstgeborenen des Satan“ genannt und Justin „den Gesandten der Dämonen“.

Es fallen aber für Marcion Weltschöpfer und Welt, Gesetzgeber und Gesetz einfach zusammen; denn im „Werk“ stellt sich der Urheber dar, der in der Schöpfung und im Gesetz sein Wesen vollkommen zum Ausdruck gebracht hat. Deshalb hat Marcion in seiner Auslegung der Paulinischen Briefe wiederholt die vier Begriffe „Welt, Weltschöpfer, Gesetz, Gesetzgeber“ miteinander vertauscht, wie er auch „Evangelium“, „Christus“ und „Reich Gottes“ vertauscht [11]). Gewiß sind diese Gleichungen „Weltschöpfer = Welt“ usw. im Sinne Marcions nicht ontologisch zu verstehen — der Weltschöpfer ist nicht die Welt —, aber praktisch wird die Identität von Marcion voll empfunden.

Indem der Mensch von diesem seinem schlimmen Schöpfer und Herrn befreit wird, erfährt er den neuen, weil erst durch Christus offenbarten Gott der Gutheit und Liebe als „den Fremden“, und Marcion und seine Kirche behielten diesen Namen für ihn neben und mit dem Namen „der Gute“ bei, um durch ihn ständig daran erinnert zu werden, daß der Gott der Erlösung ohne jede Verpflichtung aus purer Güte sich der Menschen, die ihn nichts angingen, erbarmt hat. „Dem Menschen, dem Geschöpf des Weltschöpfers, wandte der gute Gott seine Liebe zu; seinetwegen nahm er es auf sich, aus dem dritten Himmel in diese bettelhafte Stofflichkeit herabzusteigen, und seinetwegen ließ er sich in dieser elenden Bude des Weltschöpfers sogar kreuzigen [12]).“

[3]) Oder vielleicht die Einleitung zur Ausgabe seines Evangeliums.

[4]) Tertullian „Gegen Marcion“ I, 20: „Die Marcioniten sagen, Marcion habe nicht sowohl eine neue Glaubensregel durch die Scheidung von Gesetz und Evangelium aufgebracht, als vielmehr die alte verderbte geheilt.“ Es ist kein unwesentlicher Zug im Charakterbilde Marcions, daß er selbst hinter seiner Botschaft vollkommen zurücktrat und sich nur als Wiederhersteller des (Paulinischen) Christentums empfunden hat. Diese Haltung verbürgt die Reinheit seiner Absichten, die Stärke seines evangelischen Gotteserlebnisses und seine in diesem Erlebnisse gegebene Größe. Daß die von ihm gesammelte Kirche anders geurteilt und ihn hoch erhoben hat, dafür ist er nicht verantwortlich; sie aber mußte so urteilen.

[5]) Einer der frühesten Gegner Marcions, Clemens von Alexandria, berichtet (Strom. III, 3, 12), die Marcioniten bezeichnen ihre Evangelische Verkündigung als fremdartige „Erkenntnis“.

[6]) Daß Marcioniten und Gnostiker ihre Anhänger hauptsächlich unter den Getauften (nicht unter den Heiden) gefunden haben, hat Tertullian bezeugt.

[7]) Daß dieser Spruch, zusammen mit den anderen vom „guten und schlechten Baum“, der Hauptspruch Marcions gewesen ist, ist von mehreren Kirchenvätern überliefert.

[8]) Marcion hat scharf unterschieden zwischen „kakos“ = „schlecht“ und „poneros“ = schlimm, übel“. Das Sinnliche und die Materie bezeichnete er als „schlecht“, den Weltschöpfer als „übel und schlimm“; aber dem Guten ist das Schlimme ebenso feindlich wie das Schlechte.

[9]) Durch die Scheidung von Gesetz und Evangelium hat das Marcion wieder ans Licht gestellt; diese Scheidung war sein „opus proprium et principale“ (Tertullian I, 19).

[10]) Origenes (De princip. II, 5, 1 zu Luk. 18, 19) bemerkt: „Die Marcioniten betrachten das Wort „Niemand ist gut außer allein der Vater-Gott“, als den ihnen eigens verliehenen Schild und sehen in ihm die dem Vater Christi allein gebührende Bezeichnung.

[11]) S. Tertullian V, 5. 11. 13. 17 und V, 19; IV, 23.

[12]) Tertullian I, 14: **Hominem, opus dei creatoris, deus bonus adamavit, propter quem in haec paupertina elementa de tertio caelo descendere laboravit, cuius causa in hac cellula creatoris etiam crucifixus est.** Wer empfindet bei diesen Worten nicht wieder die persönliche Note ihres Autors, seine exklusive Zuversicht zur Liebe Gottes und seine grenzenlose Verachtung der Welt! Vgl. dazu die ergreifenden Worte bei Adamantius, Dial. I, 3: „Der Gute sandte aus Erbarmen seinen Sohn, der Gute den Guten. ... Von Mitleid wurde der Gute ergriffen in Bezug auf Fremde als Sünder; nicht als Gute und nicht als Böse verlangte er nach ihnen, sondern in Herzlichkeit erbarmte er sich ihrer.“

Aber der „fremde" Gott war nur „der Fremde", weil er aus der Fremde erschienen ist; durch sein Erscheinen wurde er „der Vater", der ein dreifaches Werk in Einem vollzogen hat: Er versetzt die Menschen aus dem Bereich des Weltschöpfers in ein neues Reich; er erweckt in ihnen das gläubige Vertrauen zu ihm selbst, und er bildet sie durch den Glauben zu Guten um, d. h. macht sie zu seinen ebenbildlichen Kindern.

In einem Dreifachen also stellt sich das Neue dar, in der Erscheinung eines neuen Gottes, des Gottes der Gutheit und Liebe, in der Befreiung von dem Weltschöpfer und in der Umwandlung der Menschen zu guten Menschen durch den Glauben.

Mit Recht konnte Marcion sagen, daß Christus und seine Botschaft neu seien; denn vergebens sieht man sich in der Religions- und Geistesgeschichte nach einer ähnlichen Verkündigung um. Daß in einem bestimmten geschichtlichen Moment als ein völlig Fremder ein bisher unbekannter, neuer Gott erschienen ist, und zwar als der Gute, ist eine so exorbitante, aller Vernunft und Spekulation ins Gesicht schlagende Behauptung, daß Niemand sie vorher gewagt hat — nur bei Paulus, wenn man ihn mißversteht, kann man sie finden, und dort hat sie Marcion gefunden. Man kann an diesem Punkte aber auch das Auseinanderklaffen der theoretischen Religion (der Religionslehre) und der christlichen Empfindung konstatieren. In der Religionslehre ist Marcions Prädizierung des neuen guten Gottes als „der Fremde" geschichtlich und spekulativ ganz unhaltbar, ja unsinnig; aber darf man es der christlichen Empfindung verwehren, wenn sie, ohne theoretisch oder geschichtlich zu spekulieren, Alles, was vor Christus geschehen ist, als „das Alte" beurteilt, das vergangen ist und vergehen mußte?

Neu [13]) ist ebenso die Verkündigung, der Schöpfer und Gott dieser Welt sei ein schlimm beschwerliches, aus Widersprüchen zusammengesetztes, kleinsinniges, eiferndes und strafendes Wesen, ganz oder fast so eng und armselig wie die Welt, die er mit Hilfe der schlechten Materie geschaffen hat, und so „gerecht" wie das Judengesetz. Als ein hervorragender klassischer Philologe mein Buch über Marcion gelesen hatte, schrieb er mir, an diesem Manne sei Alles ungriechisch; aber ebenso muß jeder Kenner des Judentums bezeugen, daß hier Alles unjüdisch ist. Unerhört und blasphemisch ist für griechische und ebenso für jüdische Ohren das Verächtlichmachen des Gesetzes, ferner die Kritik am Weltschöpfer — wie die große Kirche seine Ordnungen bewundert hat, erkennt man aus den hymnenartigen Lobpreisungen des Schöpfers und der Schöpfung im ersten Brief des Clemens (Kap. 20 u. a.) —; unerhört und pervers ist die Verkündigung, die Erlösung sei Erlösung von ihm, und unerhört und monströs die Behauptung, der neue Gott sei nicht nur mächtiger als er, sondern werde ihn zuletzt auch beseitigen.

Aber auch der Gedanke einer Umschaffung der Menschen von schlechten zu guten durch den Glauben ist neu. Zwar ist hier der einzige geschichtliche Ausgangspunkt der ganzen religiösen Betrachtung Marcions gegeben, die Verkündigung des Paulus: „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen; siehe, es ist Alles neu geworden" — aber Paulus hat diese Verkündigung nicht der ATlichen Verheißung, sondern nur dem ATlichen Gesetz, und auch diesem nur bedingt, entgegengestellt; denn das Objekt des Glaubens blieb ihm der Weltschöpfer und Gesetzgeber, der auch der Neuschöpfer ist. Daß der die Neuschöpfung erfahrende Glaube den Gott des Moses und der Propheten preisgeben müsse, wäre ihm die größte Blasphemie und zugleich etwas Unfaßliches gewesen. Was aber den Glauben betrifft als das einzige Mittel der Neuschöpfung, so war im Zeitalter Marcions von dieser Paulinischen Verkündigung nicht viel mehr zu spüren: Wissen und Tun des Guten und der Empfang von Sakramenten galten in der Kirche als die Bedingungen der Neuschöpfung; der Glaube, als Wissen und Gehorsam verstanden, drohte als bloßer Initiationsakt zu verkümmern.

So war in der Tat die ganze Botschaft Marcions neu, zumal da Alles in ihr auf das Innerliche gestellt war: das herrliche Evangelium der Erlösung und Entzückung vermag auf dieser Erde und in dieser Weltzeit äußerlich nichts zu ändern und legt dazu den Gläubigen neben den Verfolgungen durch Juden, Heiden und Christen die stärksten Entsagungen auf. „Mitelende und Mitgehaßte" redete Marcion daher seine Glaubensgenossen an [14]), und Celsus berichtet uns, die Marcioniten hätten sich selbst als „Auswurf" bezeichnet [15]). Aber dennoch wußten sie sich freudig in ein Reich des Guten und der Liebe versetzt; ihre Zuversicht und ihr Leben waren mit Christus verborgen in Gott.

In welchem Maße Herz und Sinn Marcions von dem Gedanken der Neuheit erfüllt gewesen sind, zeigen die zahllosen Stellen, an denen sich Tertullian und die anderen Gegner genötigt gesehen haben, von dem neuen Gott, dem neuen Christus Marcions und von der neuen Disposition (Heilsökonomie) zu sprechen. Es ist unmöglich, sie alle anzuführen; aber es ist lehrreich, einige Vorgänge und Gebiete kennen zu lernen, auf welche Marcion die Neuheit des Evangeliums besonders bezogen hat:

Wenn der gute Gott vor Christus schlechthin unbekannt war, so fallen damit alle Weissagungen auf ihn dahin. Marcion hat den ganzen Weissagungsbeweis, der das Hauptstück der kirchlichen Apologetik bildete, preisgegeben. In höchst beachtenswerter Weise hat entweder er selbst oder einer seiner Genossen sich zu ihm geäußert. Origenes berichtet (in seinem Kommentar zu Johannes 199 f.):

(Die Marcioniten) unternehmen es, die prophetischen Zeugnisse über Christus zu widerlegen, behauptend, der Sohn Gottes bedürfe keiner Zeugen, da er die nötige Beglaubigung an seinen kraftvollen Heilandsworten habe und an seinen Jedermann in Erstaunen setzenden Wundertaten. Sie sagen: Wenn Moses um seines Wortes und seiner Krafttaten willen Glauben geschenkt wurde und er nicht Zeugen nötig gehabt hat, die ihn im voraus verkündigt haben, und auch Prophet für Prophet vom Volk als von Gott gesandt (ohne Weiteres) aufgenommen worden ist — um wieviel mehr kann der, der mehr ist als Moses und die Propheten, ohne vorhergehende Prophetenzeugnisse, bewirken, was er will, und dem Menschengeschlecht Gutes bringen.

Die paradoxe Folge dieser Ablehnung war, daß Marcion, der große Feind der Juden, an diesem Punkte mit ihnen gemeinsame Sache machen mußte. Mit ihnen, falls er es nicht von ihnen gelernt hat [16]), behauptet er, die ATlichen Weissagungen hätten entweder ihre Erfüllung in David, Salomo, Hiskia usw. schon gefunden oder würden sie in der jüdischen Religionsgeschichte noch finden [17]). Seine Beurteilung seitens der Kirche verschlimmerte sich natürlich dadurch noch, daß er hier auf Seiten der Juden stand und z. B. Tertullian einen großen Teil der Argumente, die er gegen die Juden gerichtet, im dritten Buch gegen Marcion diesem entgegengehalten hat; aber Marcion bleibt in der Christenheit das Verdienst, als Erster und auf lange Zeit als Einziger die ATliche Weissagung richtig gedeutet zu haben, freilich nicht aus historisch-kritischen, sondern aus tendenzkritischen Gründen. Doch soll ihm nicht vergessen sein, daß er bestimmt verkündet hat, Jesus brauche keine Beglaubigung, denn seine Worte und Taten beglaubigen ihn. „Jesus Christus, durch sich selbst offenbart" — das war seine Formel; Christus braucht keine Vorbereiter und Handlanger.

Auch das war neu, daß Marcion die typologische und allegorische Methode der Exegese, durch welche die Kirche

[13]) Doch hat hier Marcion bei einigen Gnostikern Parallelen; aber er ist ihnen gegenüber selbständig und eigenartig.

[14]) Tertullian IV, 9, 36.

[15]) Celsus bei Origenes c. Cels. VI, 53.

[16]) Man darf vermuten, daß er oder sein Vater ursprünglich den Juden nahegestanden hat.

[17]) Tertullian III, 20; V, 8. 9; Adamantius, Dial. I, 24.

die Konkordanz zwischen dem AT. und Christus bewies, bestimmt und rund ablehnte. „Man darf die Schrift nicht allegorisieren", lautete sein Spruch [18]). Daher bezeichnete Origenes die Marcioniten als „Diener der reinen Geschichte", die nur das Wörtliche der Heiligen Schriften gelten ließen, nicht aber das Ideelle [19]).

Plötzlich und neu war nach Marcion die Erscheinung Christi, daß er direkt aus seinem Himmel kommend in der Synagoge zu Kapernaum auftrat [20]).

Marcion suchte zu zeigen, daß die „Dokumente" Jesu, seine Wunder, neu waren (die Auferweckung des Jünglings von Nain, die Stillung des Sturms).

Neu war auch die Verkündigung des „Reichs"; weil es ein ewiges und himmlisches Reich ist, ist es ein bisher unerhörtes Reich. Marcion behauptete, das im AT. verheißene Reich sei als irdisches und zeitliches verheißen.

Als neu zeigte sich die Gutheit Christi in der Geschichte vom Gichtbrüchigen; Marcion behauptete, die ihm gewordene Sündenvergebung sei neu.

Das Evangelium umschließt nach Marcion eine völlig neue Geduld, Langmütigkeit und Freigebigkeit [21]).

Wo Tertullian zu den Seligpreisungen übergeht (IV, 14), bemerkt er: „Ich komme nun zu den gebräuchlichen Kernsprüchen Marcions, durch die er die Eigenart seiner Lehre darlegt, daß ich so sage, zum ‚Edikt' seines Christus."

Nach Marcion ist auch die „Redeform" Jesu neu, „wenn er Gleichnisse entgegenhält und Fragen widerlegt" [22]).

Auf die Frage „Was hat Christus Neues gebracht", antwortete er: „Er hat sich selbst gebracht."

Neu ist nach Marcion endlich auch in der Religionsgeschichte das Verhältnis des Paulus zu Christus; er ist „der neue Schriftsteller oder Bestätiger" [23]).

2

In der Regel ist es zu widerraten, die religiösen Erscheinungen längst vergangener Zeiten mit unserer heutigen Psychologie aufzuhellen, weil sie nicht ausreicht. Freilich vermögen wir uns auch weder in die Primitivität noch in den eigentümlichen Rationalismus noch in die Phantasie jener Zeiten wirklich zu versetzen. Also ist hier für unser Verständnis wenig zu hoffen; aber bei Marcion steht es meines Erachtens anders. Seine Einsicht und sein Verfahren waren gegenüber allem Hergebrachten so radikal, und er hat in solchem Maße auf dem Gebiete der Religion tabula rasa gemacht, daß er eigentlich nur zwei große Erlebnisse bestehen ließ, aus denen er nicht eine Dogmatik entwickelt, sondern mit denen er nur einen Grund gelegt und ein praktisches Verhalten auf diesem Grunde mit sicheren Strichen angegeben hat. Diese beiden Erlebnisse vermögen wir auch heute noch zu begreifen, beziehungsweise nachzuempfinden. Damit müssen wir uns begnügen, und dies um so mehr, als es gewiß nicht zufällig ist, daß Marcion keine Glaubenslehre und auch keine Traktate, Predigten oder Abhandlungen hinterlassen, sondern sich darauf beschränkt hat, einen Kanon maßgebender Schriften herzustellen und in umfangreichen „Antithesen" die Diskordanz zwischen dem Evangelium und dem Inhalt des Alten Testaments, zwischen der „Welt" und dem Guten, darzulegen. Er ließ also lediglich die beiden Offenbarungen (die des Weltschöpfers und die des guten Gottes) selbst sprechen, ohne seinerseits eine Lehre hinzuzufügen, darauf vertrauend, daß das Evangelium kraftvoll und klar genug sei, um sich ohne hinzugefügte Menschenlehren eine Gemeinde zu schaffen [24]).

Die beiden Erlebnisse, die für ihn alles bedeuteten, waren aber die Erfahrung der Erlösung durch den Glauben an den in Christus offenbarten Gott und die Erfahrung von der Bosheit und Heillosigkeit der Welt in all ihrer „Gerechtigkeit". Offenbar sind diese beiden Erfahrungen bei ihm aufs innigste verbunden gewesen, so daß man nicht fragen darf, welcher das Prius zukommt; aber aus der Klangfarbe, die sie bei ihm haben, und aus der feststehenden Tatsache, daß er früher katholischer Christ gewesen ist [25]), läßt sich doch Bedeutendes zu seiner Charakteristik beibringen.

Was zunächst seine Beurteilung der Welt betrifft, mit der er, wie wir gesehen haben, den Weltschöpfer identifiziert, so gewahrt man sofort, daß hier nicht kühle Beobachtung oder begriffliche Spekulation das Wort führt, sondern tiefste Entrüstung, die sich in Verachtung, Hohn und Spott äußert. Wer die Welt als einen Haufen „bettelhafter Elemente" beurteilt, wer sie als klägliche „Bude" ihres Schöpfers schmäht, wer höhnisch auszurufen vermag: „Ein grandioses und eines Gottes würdiges Werk ist die Welt", und wer die lebendigen Erscheinungen in der Welt samt und sonders als „Ungezieferplage" bezeichnet [26]), der hat nur e i n e Empfindung ihr gegenüber — grimme Entrüstung. Aber man darf hier noch einen Schritt weiter gehen: Solch eine Entrüstung entsteht in der Regel nur als Enttäuschung und Ressentiment: einst muß Marcion die Welt als herrliches Werk eines großen Baumeisters bewundert haben, wenn er sich in dieser Weise von ihr loslöst. Es ist enttäuschte und gekränkte Bewunderung, die hier spricht. Sofort läßt sich erwarten, daß er sich vor allem von dem Geschlechtlichen abgestoßen fühlen wird, ja daß der antisexuelle Radikalismus, der ihn bis zum eisernen Verbot jeden Geschlechtsverkehrs getrieben hat, hier die Wurzel gewesen ist. Diese Erwartung täuscht nicht. Marcion zeigt einen Abscheu gegen das „Fleisch", die Zeugung und Geburt, der nicht überboten werden kann, siehe Tertullian I, 29:

Unter dem Titel „unflätig" klagt Marcion die Ehe an, um den Weltschöpfer zu vernichten und verwirft sie als schlimmes und schmutziges Geschäft; „Euer Gott verwirft das Fleisch, und ihr nennt es mit Unflat erfüllt";

III, 11: Wohlan denn, peroriere nun gegen jene heiligen und ehrwürdigen Veranstaltungen der Natur, schimpfe auf alles, was du bist, mache den Ursprung des Leibes und der Seele herunter, nenne den Mutterleib eine Kloake, ergehe dich in Redensarten über die Unsauberkeit und Schmählichkeit der Geburtswehen, sowie über den weiteren unreinlichen, qualvollen und spaßigen Verlauf des Kindbettes.

IV, 21: Was nur Bitteres gesagt werden kann, bieten sie auf, um das Schmutzige der Geburt und der Kindesentwicklung und überhaupt alles Fleischlichen zu markieren;

de carne Chr. 4: Vom Geburtsakt selbst anfangend, schmähe über die Unsauberkeit der Zeugungsstoffe im Mutterleib, über das abscheuliche Zusammenlaufen der Feuchtigkeit und des Bluts zum Zwecke, das Fleisch mit demselben Unflat neun Monate zu ernähren; beschreibe wie der Mutterleib von Tag zu Tag mehr anschwillt, wie er schwer, beängstigend, sogar im Schlafe unruhig, zwischen Leckerhaftigkeit und Widerwillen unbeständig hin- und herschwankt. Ziehe dann los gegen die Schamhaftigkeit des gebärenden Weibes selbst usw.

de resurr. 4: Sie schimpfen über das Fleisch, seinen Ursprung, seine Bestandteile, seine Zufälle, seinen ganzen Ausgang, daß es von Anfang an unrein sei als Abschaum der Erde, daß es in der

[18]) Tertullian V, 18 und sonst; Irenäus IV, 27—31.

[19]) Comm. XV, 3 in Matth.: **Purae historiae deservientes.**

[20]) Marcions Evangelium begann mit den Worten: „Im 15. Jahre des Kaisers Tiberius zur Zeit des Pilatus stieg Jesus vom Himmel herab nach Kapernaum und lehrte in der Synagoge."

[21]) Tertullian IV, 18. 20. 10. 16; III, 24. Diese Neuheiten stellte Marcion durch Vergleichungen mit ATlichen Geschichten ans Licht.

[22]) Tertullian IV, 11. 19. Also auch für diese formelle Seite hatte Marcion Verständnis.

[23]) Tertullian V, 10.

[24]) Daher duldete die Marcionitische Kirche auch in ihrer Mitte eine Zwei-, Drei- und Vierprinzipienlehre und verschiedene Lehrausführungen, wenn nur der große Gegensatz des Schöpfergotts und des Erlösergotts, des Gesetzes und des Evangeliums, anerkannt blieb und die in der Askese sich darstellende Verneinung des Schöpfergotts.

[25]) Sein Vater war Bischof von Sinope und hatte ihn exkommuniziert.

[26]) Hier hat wahrscheinlich noch ein besonderer Umstand gewaltet: Tertullians Polemik legte die Annahme nahe, daß Marcion in Bezug auf das Ungeziefer Neurastheniker gewesen ist, s. die merkwürdige oben zitierte Stelle mit den Heuschrecken und Tert. I, 14: **Animalia minutiora invidet Marcion.**

Folge noch mehr verunreinigt werde durch den Unflat seines eigenen Samens, daß es gebrechlich, schwach, schuldbeladen, beschwert, lästig sei und zuletzt — als Schluß der ganzen Litanei seiner Niedrigkeit — daß es in die Erde, seinen Ausgang, hinsinke als Leichnam, daß es endlich nicht einmal diesen Namen behalte, sondern in ein Nichts zergehe, nicht einmal ein Name mehr, sondern mit Verlust jeglicher Benennung.

Also ist die Ehe eine schmutzige Schändlichkeit, die den Tod gebiert; sie ist „Hurerei und Verderben" (Iren. I, 28).

Ich habe diese furchtbare Philippika ausführlicher mitgeteilt, damit der Leser mit mir urteile, hier liege nicht nur ein kühles verwerfendes Urteil vor, sondern, wie dem Ungeziefer gegenüber, das eines tiefverwundeten Mannes, das ins Ungemessene geht. Aber es wäre ein großer Irrtum, wollte man Marcions Abscheu vor der Welt aus dieser Haltung gegenüber dem Geschlechtlichen ableiten; sie ist doch nur eine Begleiterscheinung; denn seine grundlegende Antithese gegen die Welt und ihren Schöpfer richtet sich gegen ihre „Gerechtigkeit"; sie ist es, die all seine religiösen und sittlichen Urteile bestimmt. Der stärkste Beweis dafür ist, abgesehen von der Fülle seiner einzelnen Antithesen in Bezug auf Gerecht und Gut, seine Verkündigung, Jesus habe, als er in die Unterwelt hinabstieg, Kain und seinesgleichen, die Sodomiten, die Ägypter usw. zu retten vermocht, aber Henoch, Abraham, Moses konnten nicht gerettet werden, da sie ihm den Glauben versagten. Angesichts dieses Urteils bedarf es keiner Beweise mehr, daß Marcion in der gesetzlichen Gerechtigkeit den schlimmsten Feind des Guten gesehen hat. Dies war seine Überzeugung, obgleich er nicht verkannt hat, daß gegenüber der rohen Sinnlichkeit und dem Verbrechen das „Gesetz" das Bessere ist. Hier ist der einzige Punkt bei ihm, wie ich in meiner Monographie S. 106 ff. gezeigt habe, an welchem er eine dialektische Beurteilung zulassen mußte: Gesetz, Gerechtigkeit und Gehorsam bezeichnen eine relativ höhere Stufe über dem Sinnlich-Sündhaften und sind ihm gegenüber sozusagen „selbstverständlich"; aber wer auf dieser Stufe verharrt, ist nicht zu retten, während der Zöllner und Sünder erlöst werden kann. Dem lutherischen Christen ist diese Haltung nicht unverständlich.

Ebenso ist auch sein positives Erlebnis verständlich: „Sola gratia, allein durch den Glauben." Seine Überzeugung, daß das Evangelium etwas ganz Neues sei, wurzelte ausschließlich in dem neuen Gottesbegiff, der, mit Ablehnung jeder anderen Eigenschaft, Gott als die allmächtige Liebe, als den Gott der Barmherzigkeit und alles Trostes verkündigte und ihn ausschließlich in Jesus Christus erblickte. „Gott hat uns geliebt, als wir noch ihm Fremde und Feinde waren, und handelt mit uns allein durch den Glauben" wurde sein Grundbekenntnis. Daß er um dieses Bekenntnisses willen die Ehrfurcht vor dem Schöpfer, der Schöpfung und dem Gesetz verlor, war ein schwerer, unersetzlicher Verlust, aber unverständlich im Gemüt ist uns auch heute diese Preisgabe in vielen Stunden des Lebens nicht.

Hier möchte ich zum Schluß die Frage an unsere Systematiker richten, ob sie recht daran tun, nicht nur den Schöpfer- und Erlösergott gegen Marcion in Einklang zu setzen — von diesem Glauben darf man nicht weichen —, sondern auch seinen eindeutigen Gottesbegriff „Gott ist die Liebe" aufs neue zu belasten. Ist es angezeigt, ist es notwendig, aus den Zwangs- und Strafvorstellungen des Sünders Lehren wie die vom verborgenen und vom offenbarenden Gott, von einer Doppelheit in Gott und vom Zorne Gottes hervorzuheben und in die Dogmatik einzustellen? Ist nicht viel mehr Marcion im Rechte, wenn er in Gott, dem Vater Jesu Christi, ausschließlich den Gott der Barmherzigkeit und alles Trostes sah und eben hierin die Neuheit des Evangeliums ausschließlich erblickte? Der geringste Diener Jesu Christi, der ausschließlich die Vaterschaft Gottes und die Vergebung der Sünden predigt, setzt mit dieser Predigt die evangelische Botschaft fort, während der Theologe mit seinem belasteten, komplizierten und ausgeklügelten Gottesbegriff, mag er auch Paulus, Luther und Calvin zu Zeugen anrufen, in schwerster Gefahr steht, das Evangelium zu verdunkeln und zu schwächen.

Berlin Adolf v. Harnack

Neues vom Urmenschen

1

Nach einem Jahrzehnt der Stille, die fast wie Stagnation aussah oder doch ein Nicht-weiterkommen war, regt es sich neuerdings wieder lebhafter auf den beiden Wissenschaftsgebieten, die der Urentwicklung des Menschen nachspüren, dem präanthropologischen und dem prähistorischen. Besonders auf dem letzteren sind einige hervorragende Werke zu verzeichnen. Aber auch die Anthropologie hat Tüchtiges gebracht, besonders auf enger umschriebenem Gebiete.

Gehen wir konzentrisch nach außen, so liegt für ein spezielleres Thema ein vortreffliches Buch vor uns, ein Dreimännerbuch: Der Schädelfund von Weimar-Ehringsdorf von Fritz Wiegers, Franz Weidenreich und Erich Schuster (Jena, G. Fischer 1928). Geolog, Anatom und Prähistoriker haben sich vereinigt, um der Urmenschenkultur des Ilmtals um Taubach, Ehringsdorf, Weimar und den dort gefundenen Skelettresten, die in die Neandertalerzeit weisen, eine sorgfältige Untersuchung zu widmen. Wandert man von Weimar die berühmte Allee hinauf nach dem Belvedere und schwenkt noch etwas vorher links ab, so kommt man in die lange Reihe der Steinbrüche um das Dorf Ehringsdorf, dessen Name seit zwanzig Jahren in der Prähistorie berühmt geworden ist. Man bricht dort einen schönen, gefälligen und festen Tuffstein, der ebenso wie die ihm benachbarten Schichten von Ablagerungen des Urilmtales gebildet ist. Er ist reich an tierischen Knochen der Vorwelt, in der Hauptsache der Eiszeit. Schon von weitem leuchten die hellweißen Punkte aus dem Gestein entgegen. Das massenhafte Material, in den Museen von Weimar und Jena aufgespeichert und sorgsam gesammelt, zeigt uns Knochen und Zähne der Nashörner von einst, des wollhaarigen Rhinozeros (in Perioden der Vereisung) und des Merckschen Rhinozeros (in wärmeren der Zwischeneiszeiten), ferner solche der alten Elefantenarten, des behaarten, also eiszeitlichen Mammuts und des unbehaarten, also zwischeneiszeitlichen Altelefanten, dazu Höhlenbär und all das bekannte diluviale Getier in Menge. Es war einst ein wildreiches Gebiet, reich an Wald und Wasser. Hier sind nun auch seit anderthalb Jahrzehnt wichtige Spuren und Reste des Vormenschen entdeckt worden. Nachdem man in Taubach schon vor langer Zeit zwei Zähne gefunden, brachte 1914 der Kämpfesche Bruch zu Ehringsdorf den Unterkiefer eines Erwachsenen, 1916 den eines Kindes zutage, und 1925 der benachbarte Fischersche Bruch einen ganzen Schädel. Außerdem haben sich seit Jahren dort so zahlreiche Werkzeuge aus Feuerstein und anderem Material der Altsteinzeit gefunden, daß das Ilmtal nunmehr zu der wichtigsten prähistorischen Fundstätte ganz Deutschlands und ein klassischer Ort geworden ist. Man spricht jetzt mit Recht, auf die üblichen Bezeichnungen des französischen Systems verzichtend, von einer „Kultur von Weimar". Der Schädel ergibt Neandertalrasse (mit fliehender Stirn, starken Knochenwülsten über den Augen, niedriger Schädelwölbung und mangelnder Kinnbildung), jedoch nach Weidenreichs sorgfältigen Untersuchungen und Feststellungen mit einigen Abweichungen nach dem heutigen Menschen zu. Die Stirnwölbung ist schon steiler, die Augenwülste (tori supraorbitales) geringer. Die altmodische Entwicklungslehre würde daraufhin erklärt haben: Schön, also bereits Weiterentwicklung — Zwischenglied! Aber das stimmt nicht. Warum? Weil die Geologie klar ergibt, daß die Fundschichten aus der letzten der von Penck bestimmten drei

Zwischeneiszeiten stammen, die bisher aus Westeuropa bekannten normalen Neandertaler aber aus der letzten (vierten) Eiszeit, sonach diese später sind. Dann wäre also das höher entwickelte „Zwischenglied" älter als das Normale, woraus es sich entwickelt haben soll; wieder einmal eines der vielen Rätsel, wie sie der Anthropologie immer neu aufgegeben werden. Weidenreich vermutet, daß der Ehringsdorfer Schädel zu einer höher organisierten Neandertalrasse gehöre, die nach und nach die westeuropäische verdrängt habe. Und weil zwei ähnliche Schädel gefunden worden sind in Rußland (Podkumok) und in Galiläa (Tabgha bei Tiberias) — letzterer Fund gehört zu den jüngsten Ereignissen —, so scheine diese höhere Neandertalrasse vom Osten gekommen zu sein. Mir scheinen mit dieser etwas verzweifelten Annahme die Rätsel nicht erklärt und das letzte Wort noch nicht gesprochen zu sein. Es bleibt immer bei dem unerklärt schnellen Vordringen der noch höher organisierten Aurignac- und Cro-Magnonrasse in der letzten Eiszeit, bei dem rätselhaft schnellen Verschwinden der Neandertalrasse, und es bleibt vor allem bei den Rätseln der sehr alten und doch sehr hochstehenden Schädelformen von Galley Hill, Piltdown usw. Im allgemeinen ist man heute mehr geneigt, den Neandertaler als einen überspezialisierten Seitenzweig der ältesten Menschheit anzusehen, womit die Befunde Weidenreichs schließlich ebenso gut zu vereinigen wären. Was die reichhaltigen Kulturreste an Werkzeugformen und an Feuerstellen (Brandspuren zahlreich) anlangt, so ergeben sie eine lange dauernde Besiedelung der wild- und wasserreichen Landschaft in der letzten Zwischeneiszeit, also vor 50 bis 100 000 Jahren. Die Werkzeugformen sind nicht mehr die ältesten paläolithischen (Faustkeil), aber auch noch nicht die feinen der jüngsten Paläolithik (Solutreen und Magdalenien des französischen Systems), ergeben also eine mittelpaläolithische Stufe von Pfeilspitzen, Schabern und Kratzern, nicht ohne Sinn für geschickte und ästhetische Formgebung, wie wir sie schon vom Neandertaler des französischen Acheulien kennen. Die Ergebnisse sind an jedem Punkte interessant und die methodische Sorgfalt des Buches in allen drei Abhandlungen vorbildlich, ein schönes Zeugnis für die heute zur Herrschaft gelangte solide Methode.

Dasselbe gilt von Hans Weinerts neuester Schrift über den Pithekanthropus, den berühmten „Affenmenschen" von Trinil auf Java: Pithekanthropus erectus (Sonderdruck aus der Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, 87. Bd., 3 und 4, München und Berlin 1928, Bergmann und Springer). Dieses Heft kann in mancher Hinsicht als ein abschließendes Wort über den Menschen von Trinil gelten. Weinert geht mit klarer, sorgsamer und selbständiger Methodik dem Problem nach, das der viel diskutierte Fund des holländischen Arztes Eugen Dubois der Anthropologie aufgegeben hat, und kommt zu wichtigen Resultaten. Mit der Meinung, daß die seltsam große Schädelkappe die eines Affen, eines Riesengibbon sei, wobei man sich vielfach beruhigte, ist endgültig zu brechen. Schädel wie Oberschenkel ergeben klar menschliche Form. Der Pithekanthropus ist also ein Mensch gewesen. Alle Linien der Weinertschen Untersuchung drängen auf diesen Schluß hin. Andere haben ihn längst gemacht, vor allem Otto Kleinschmidt, der treffliche Naturforscher-pfarrer vom Wittenberger Forschungsinstitut *), in seiner Schrift über den Pithekanthropus, die als ein Teil seines Werkes Homo sapiens L. erscheint. Weinert wagt sich nicht so weit. Seine Abhandlung biegt kurz vor diesem Schlusse, den man erwartet, und auf den alles hinzielt, um und endigt mit einem matten Halbschluß: Zwischenglied! Sogar wieder „Affenmensch", eine Bezeichnung, die doch längst beseitigt sein müßte und der Wissenschaft wenig Ehre macht. Da sind wir also wieder auf dem alten Punkte. Unsere Anthropologen kommen von der veralteten Rede- und Denkweise der Generation vor 1900 nicht los, wie sie mir überhaupt in manchen Beziehungen bei aller Solidität ihrer Arbeit als die schwerfälligsten unter den heutigen Naturforschern erscheinen, verglichen besonders mit dem flotten Vorwärtsstreben und der immer neue Wege einschlagenden Forschungs- und Redeweise der Vererbungsforscher, die zusammen mit den Physikern jetzt unstreitig die Avantgarde der Naturwissenschaft bilden. Ich bin aber überzeugt, daß der neue Elan auch die Anthropologen erfassen wird, und Weinert jedenfalls ist einer der Fähigsten dazu, was die Sicherheit der Methode betrifft. Wird dazu noch die nötige Freiheit und Unbefangenheit des Blickes über das Ganze kommen, so ist alles erreicht. Das beweist nicht bloß die vorbesprochene Abhandlung, sondern vor allem auch seine ausgezeichnete Schrift über den Jüngling von Le Moustier, den sogenannten „Homo Mousteriensis", dessen armen, zertrümmerten, von den Gelehrten mißhandelten Schädel er endlich einwandfrei zusammengesetzt hat.

Nicht so ganz beweist es der anthropologische Schlußbeitrag, den Weinert für die Diluviale Vorgeschichte des Menschen von Fritz Wiegers geliefert hat: Erster Band: Allgemeine Diluvialprähistorie, mit einem Beitrag: Die fossilen Menschenreste von Hans Weinert (Stuttgart, Ferdinand Enke, 1928, geb. 21 M.). Um diesen letzteren anthropologischen Teil vorweg zu besprechen: auch hier kommt Weinert noch nicht los von dem überwundenen Standpunkt, daß die Stammeslinie des Menschen bei den Menschenaffen abzuzweigen sei, ja er spöttelt einmal sogar über die neueren Versuche, um die „verwünschte Affenverwandtschaft" herumzukommen. Ich meine vielmehr, daß sich eigentlich die neuere Anthropologie von der erwünschten Affenverwandtschaft soweit losgemacht hat, daß sie jedenfalls die heutigen Anthropoiden (Menschenaffen) als durchaus spezialisierte, d. h. in ihrer Weise speziell weiterentwickelte und überzüchtete Naturformen ansieht, von denen jede einzelne in manchen Punkten dem Menschen näher, in anderen Punkten aber gerade wieder ferner steht, so daß keiner der drei Großaffen (Gorilla, Orang, Schimpanse) als nächststehender „Vetter" mehr angesprochen werden kann. Weinert tut es trotzdem in Bezug auf den Schimpansen, dessen Schädeldach dem des Pithekanthropus am ähnlichsten ist. Wenn, wie längst nachgewiesen, die fossilen Anthropoiden, und am meisten gerade die zeitlich entferntesten, menschennäher sind als die heutigen, so ergibt dies doch so klar eine absteigende — richtiger abführende Linie für die Anthropoiden, daß man es nicht mehr verstehen kann, wie noch so viel mit den heutigen Anthropoiden geliebäugelt werden kann. S. 213 bei Weinert erscheint natürlich auch wieder, sogar gesperrt gedruckt, der erwünschte „Affenmensch", und S. 227 für den Alten von La Chapelle sogar das unsinnige Wort „bestialisch", das sonst nur Leute wie Heilborn oder Reinhard schrieben. Zu schade, in wissenschaftlich hervorragenden Schriften noch diesen Mätzchen vom populären Jargon zu begegnen! Im übrigen werden die großen Funde von Piltdown, von Mauer (Heidelberger Mensch), von der Neandertalrasse und den jüngeren Rassen einwandfrei und anschaulich besprochen und abgebildet. Das Bild der Schädelumrißkurven S. 253 ist so schlagend für die echte Menschlichkeit des Neandertalers, daß alle die evolutionistischen Vorurteile zusammenfallen und nichts als Voreingenommenheiten werden. Bedauerlich, daß sich auch ein so ernster, redlicher Forscher wie Weinert von

*) Einer Gründung von außerordentlicher Bedeutung, der Kirchenprovinz Magdeburg und ihrem Generalsuperintendenten Schöttler zu danken, ein schönes Ehrenzeugnis für die evangelische Kirche. Leiter ist der als Ornithologe und Biologe hervorragende, von Halle mit dem medizinischen Ehrendoktor ausgezeichnete frühere Pfarrer Otto Kleinschmidt. Dessen „Formenkreislehre" (Halle 1926) ist ernstlich zu beachten. Hier arbeitet sich eine richtigere neue Entwicklungstheorie heraus.

diesen vorgefaßten Meinungen nicht frei machen kann *). Rühmenswert ist die sorgfältige Bibliographie, in welcher aber Kleinschmidt fehlt (vgl. oben).

Der von Wiegers verfaßte geologische und prähistorische Hauptteil des Buches leidet an einem gewissen Mangel an deutlicher Klarheit des Aufbaus, ist aber durch solide wissenschaftliche Methode und Abwesenheit jeder Phantastik wertvoll. Ganz besonders als geologische Grundlage. Solcher bedarf ja die Prähistorie zur Sicherung ihrer Ergebnisse gewiß und dringend, wenn wir auch der Wiegersschen These nicht beistimmen werden, die die Prähistorie zu einer „geologischen Wissenschaft" ernennt. Dann könnte man auch beispielsweise die neutestamentliche Zeitgeschichte, weil sie der Kenntnis der griechischen Sprache bedarf, als eine philologische Wissenschaft bezeichnen oder die Literaturgeschichte, weil sie eine Kenntnis der Handschriften und Drucke verlangt, als eine typographische Wissenschaft. Und was haben die nacheiszeitlichen Perioden der Prähistorie, die Hallstatt-, die La Tenezeit noch viel mit Geologie zu tun? Dies aber nur nebenbei. Das wichtigste Ergebnis Wiegersscher Forschung ist, daß er uns vom französischen Schema freier macht und ganz entschlossen die deutschen Vorgeschichtsfunde auf eigene Basis stellt. Er verzichtet auf gewaltsame Einordnung in „Acheuleen, Mousterien, Aurignacien, Solutreen" usw. und stellt entschlossen für Deutschland selbständige Benennungen auf: Hundisburger, Markkleeberger Stufe für das Altpaläolithikum, Weimarer und Sirgenstein Stufe für das mittlere, Willendorfer, Predmoster, Thainger und Ofneter Stufe für das spätere Paläolithikum (Altsteinzeit). Ganz konsequent freilich nicht, denn die Parallelen mit Frankreich werden immer wieder gezogen, doch wird dies zunächst auch unvermeidlich bleiben. Wer sich von den Funden der Altsteinzeit und dem heutigen Stande der Kenntnis ein rechtes Bild machen will, dem kann man kein besseres und solideres Buch nennen als das vorliegende. Interessant ist die Stellungnahme zu den viel umstrittenen „Eolithen", den ältesten Artefakten, die man kennt. Die aus der Tertiärzeit lehnt Wiegers ab (sind reine Naturerzeugnisse „silex taillés par eux mêmes" durch sich selbst gespaltene Feuersteine), die aus der ältesten Eiszeit jedoch (die von Reutel bei Ypern, von Maffle) erkennt er als menschliche Artefakte aus der Zeit an, in der der Homo Heidelbergensis lebte. Besonders bemerkenswert sind noch die Dreiteilung des Paläolithikums (vgl. oben) an Stelle der üblichen Zweiteilung in Alt- und Jungpaläolithikum, ferner geologisch die Annahme einer dreifachen, nicht vierfachen Vereisung Deutschlands, die sich aber wahrscheinlich nur dadurch erklärt, daß die in Deutschland fehlende erste Vereisung (Günzeiszeit) nicht über Rügen hinaus nach Süden vorgedrungen ist (nach O. Jaeckels Nachweisen). Zu rühmen ist die sorgsame technologische Begründung des ganzen Buches, dazu noch die reichhaltige und methodisch vollendete Illustrierung.

Das Buch von Friedrich Maurer in Jena: Der Mensch und seine Ahnen (Berlin, Ullstein, 1928) kann als typisches Beispiel für die ältere Richtung der Anthropologie bezeichnet werden, die nach Jenaer Methode noch ganz auf der vergleichenden Anatomie steht, die Schädel- und Knochenbefunde der gegenwärtig lebenden Menschenaffen und Menschenrassen vergleicht und damit durchaus von der als fest angesehenen Morphe (Form) ausgeht. Man mißt und mißt das Seiende, Gewordene, und verliert den Blick für das große fließende Werden selbst. So glaubt auch der Photograph, durch genaue Aufnahme des Moments die wahre Natur eines Vorgangs erfaßt zu haben. Die heutige Paläontologie steht dem gegenüber auf dem Fundamentalsatz, daß die Form nicht die Grundlage des Werdens, sondern nur das Ergebnis der Funktion ist. Die ganze Dollosche Schule, jetzt die maßgebende, lebt in dieser neuen Betrachtungsweise. Das Maurersche Buch geht daran vorbei. Es gibt eine gute und gut illustrierte Darstellung der Ontogenese und eine sorgsame vergleichende Anatomie. Aber entwicklungsgeschichtlich ist es rückständig. Es kann sich auch in die Grundgesetze der neueren Vererbungslehre nicht finden, die seit August Weismann dem Glauben an die Vererbung des Erworbenen den Krieg erklärt, um nicht zu sagen den Garaus gemacht hat und den Erbbestand als etwas durchaus Festgegebenes betrachtet, was durch die Weiterentwicklung des ins Leben getretenen Einzelwesens nicht mehr abgeändert werden kann. Daß danach die allzu leicht gedachte Phylogenese (Stammesentwicklung), die auf Aufnahme und Weitergabe kleinster Abänderungen und Fortbildungen eingestellt war, ein schwieriges Problem geworden ist, darein kann sich diese alte Richtung nicht finden. So beklagt das Buch mehrfach, daß „jüngere Fachgenossen" die Forderung erheben, daß man sich „von alten liebgewordenen Anschauungen" losmachen müsse, und man sieht deutlich, wie die Abstammungslehre alten Stils bereits in Verteidigungsstellung eingerückt ist.

Das Buch ist also, so klar in seiner Art und so gut illustriert es ist, mit Vorsicht zu gebrauchen. Unbegreiflich ist mir, wie der Verfasser, der sich offenbar in der neuesten Anthropologie nicht weiter fortgebildet hat, auf Tafel 53 den Schädel des Homo Mousteriensis noch immer nach Klaatsch-Hauser abbilden kann, also mit Absicht oder aus Unkenntnis übersieht, daß diese alte Zusammensetzung des Schädels längst überholt ist. Sie war eine falsche, ja blamable und ist nach mehrfachen Zwischenfehlversuchen endlich durch eine wissenschaftlich korrekte von Hans Weinert ersetzt worden. Diese letztere ergibt bekanntlich, daß die Prognathie (Schnauzenbildung) des Schädels eine ganz wesentlich geringere geworden ist, als es damals durch leichtsinnige Anwendung von zuviel Plastilin der Fall war. Und dabei betont die Unterschrift des Bildes bei Maurer noch besonders diese „starke Prognathie". Man begreift nicht, daß man als Nichtfachmann dem Fachmann das sagen muß, und faßt sich manchmal an den Kopf und fragt: Wo bleibt die viel gerühmte Sorgfalt unserer Gelehrten? Daß ein Mann wie Maurer das Weinertsche Buch über den „Jüngling von Moustier", das doch endgültig abschließend ist, nicht kennen sollte, ist doch kaum zu glauben; warum also nimmt er davon keine Notiz?

Der neue dritte Band des Sammelwerkes Natur und Mensch (im Verlag W. de Gruyter, Berlin), der den Menschen und seine Entwicklung behandelt (von G. Kraitschek und F. Cappeller), ist wohl abgewogen und zurückhaltend. Stehen die Verfasser auch noch nicht außerhalb des bindenden anthropologischen Schemas, so urteilen sie doch freier und unbefangener. Nur in Einzelheiten tritt es heraus, beispielsweise in der Beurteilung des ominösen Schädels von Galley Hill, der ja die Möglichkeit einer hochentwickelten Rasse in ältester Zeit ergab. Da pflegt es immer bei den strengen Evolutionsdogmatikern zu heißen: Hochentwickelt — ergo trotz aller Befunde jüngeren Alters! Der schöne Band, voll guter Abbildungen, hat seine besten Teile in der Mitte: der Darstellung der Menschenrassen durch Kraitschek, während der vorhergehende prähistorisch-kulturelle Teil von demselben Verfasser minder originell ist. Auf dem Gebiet der Rasse ist Kraitschek ganz zu Hause. Er ist ganz Nordist, d. h. Verehrer der nordischen Rasse und nicht frei von der üblichen Idealisierung derselben, aber er gerät nicht ins Extreme. Fritz Cappeller hat schlicht und klar den anatomischen Teil geschrieben. (Hie und da sind Namen falsch geschrieben, Ruttel statt Ruttal, Laponge statt Lapouge. Die Mendelgesetze sind nicht 1901, sondern 1900 wieder entdeckt worden.) Fortsetzung folgt

Meißen Artur Neuberg

*) Ein charakteristisches Beispiel S. 238. Das Urteil über den Schädel von Galley Hill, das alte Schibbolet für die schematische Entwicklungslehre: könne „aus morphologischen Gründen" nicht so alt sein! Weil er nämlich höher organisiert ist. Also — das Schema geht über die Tatsache.

Dichtung und Religion

1. Dichtung und Zeit — 2. Dichtung und Mythus — 3. Dichtung und Wesen — 4. Symbolik und Ewigkeitsgehalt — 5. Religiöse Wirklichkeit des Dichterischen — 6. Dichtung und Dichter — 7. Spannung zwischen Dichtung und Religion — 8. Dichtung und Christentum — 9. Dichtung und Katholizismus — 10. Dichtung und Protestantismus — 11. Klages und Gogarten — 12. Lebendige Natur — 13. Kulturkrisis — 14. Krisis und Christentum

6

Um den Parallelismus zwischen der religiösen Welt des Dichterischen und der außerdichterischen Welt des Religiösen ganz aufzuzeigen, wird es gut sein, vom Kunstwerk hinweg den Blick jetzt auf die ernsthaften Dichter selbst und ihre inneren Schicksale zu lenken. Von einem Theologen rührt das schlichte und gute Wort her: „Aller Glaube ist Gottesglaube." Ich wüßte keine bessere Formel zu finden für das Gemeinsame, das den Dichter, den wir meinen, mit dem frommen, gläubigen Menschen verbindet.

Nicht der Glaube an seine Sendung ist gemeint — in dem kann viel Eitelkeit und Hochmut wirksam sein —, sondern der Glaube an die Wahrheit und den hohen Ursprung dessen, was er gestalten, dem er dienen soll. Fast alle Möglichkeiten und Schattierungen des Glaubens, von der ruhenden Gottverbundenheit der Seele bis zu dem letzten Sichstellen unter Gott, finden sich beim Dichter wieder. Und es liegt tief in einer Gemeinsamkeit begründet, daß umgekehrt die Sprache der Gottsucher und Gottkünder, jeder, auch der sprödesten Art, wie von selber dichterisch wird. Wie aus allem tieferen Leben das Religiöse aufquillt oder aufkeimt, so bringt das Reinreligiöse, wenn es kraftvoll genug ist, jederzeit Tieflebendiges hervor.

Der Dichterglaube, der alle Züge des religiösen Glaubens tragen kann, nimmt zuweilen auch das Widerspruchsvolle, das Paradoxe auf. Die Theologie, auch die gegenwärtige, spricht gern von der Paradoxie im Glauben, um sich über innere Widersprüche des Denkens hinwegzuhelfen. Sie hat sicherlich ein Recht dazu. Sollte es nicht überall so sein dürfen? Welt und Leben bergen die größten Paradoxien, die doch von der ahnenden Dichtung, vom schauenden Mythus aufgelöst werden. Hier geschieht Unerhörtes, genau wie im Glauben des Frommen. Der Glaube des Dichters hält Stand auch in der Problematik des Daseins. Wo ist der Dichter, der nicht wüßte, daß es kein sinnloses Geschehen gibt? Weiß er das nicht, so ist er kein Berufener. Er weiß auch, daß Dichtung an sich so wenig Problematik ist wie Glaube Zweifel, daß sie aber sehr wohl, wie Glaube aus Zweifel, aus Problematik erwachsen kann.

Ein gutes Beispiel neuerer Zeit für eine dichterische Entfaltung vom losen Phantasiespiel bis zum ausgeprägt Religiösen, verbunden mit einem Schlichter-, Inniger-, Ernsterwerden, zeigt Christian Morgenstern.

Das Entscheidende ist: auch das furchtbarste Leben, das Leben mit all seinem Entsetzen, ist zumeist nicht im Stande, den Glauben der Dichter, diesen geheimnisvoll eingeborenen Glauben, zu erschüttern. Das deutet auf die Tiefenschichten hin, aus denen er aufsteigt. Im letzten Sinn jeder wahren Kunst, auch der schwermütigsten, liegt ein Jasagen zur Welt. Durch dichterischen Pessimismus, wenn er sich nicht schon selbst durch Sprache, Form und Symbol überwunden hat, bricht immer wieder die Bejahung durch. Lenau singt aus aller Schwermut heraus: „Und im Kelch der feinsten Moose tönt das ewige Gedicht." Dichter und Tod: wieviel wäre darüber zu sagen! Und wie dem Einen das sich verstärkende Leid die Gottheit hinter der Erscheinungswelt sichtbarer macht, geht der Andre unbeirrt und unverändert durch die Schicksale. Hölderlins Seelenorgan für die Göttlichkeit der Welt blieb unabhängig von seinem Geschick, bis es der irdischen Zerstörung anheimfiel. Er hörte die Harmonie der Sphären und den Schritt der Götter bis in seinen Wahnsinn hinein. Wie es fromme Märtyrer gab und gibt, so hat es auch zu allen Zeiten Dichter gegeben, die für ihren Glauben litten und starben, so unglaubwürdig das im Grunde einer Zeitepoche erscheinen mag, die mit einer Flut von Gedenkfeiern ihre eigene Glaubensschwäche triebmäßig überschwemmt und zudeckt.

Noch Eins: echtes Künstlertum weiß, zumindest wenn es reifen durfte, daß auch der Künstler zuletzt, im Innersten, Unnennbaren, ein Empfangender ist. Auch hier ist Gott, auch hier ist Gnade, auch hier Heiligung, auch hier Offenbarung, selbst wenn der Dichter nicht Protestant ist und nicht Katholik. Deshalb ist es ein Irrtum, wenn Gogarten, der über alle Kulturerscheinung, alles Menschentum und Seelenwesen den Stab bricht, um so grimmiger, je feiner diese Dinge sind, den Trieb zur Selbstvergötterung und Selbstvergötzung, den er scharf und genau in der unfrommen Menge beobachtet, auch in den innersten und reinsten Bezirken der Kultur festzustellen meint. In diesen inneren, von Leben und Schicksal geweihten Räumen wohnt nicht mehr Selbstvergötterung, sondern Ehrfurcht. In Ehrfurcht mündet auch die titanische Dichtung, wenn ihr den ganzen Weg zu gehen vergönnt ist.

7

Gewahren wir so die Dichtung, als Ganzes gesehen, im selben Lichte und im selben Schatten der schöpferisch-tragischen Mächte, in denen auch die Religionen angesiedelt sind, so entsteht die Frage: Wie erklärt sich die unleugbare Spannung zwischen dichterischem Wesen und geschichtlich gewachsener Religion?

Besinnen wir uns zunächst auf das Allgemeinste!

Auch die Religion entstammt dem gleichen Mutterboden des Menschentums, aus dem die Dichtung wächst. Aber sie hat sich in die breite und hohe Krone des Baumes oder, mit einem zu Zeiten besser passenden Bilde, in den luftigen, geistig-seelischen Oberbau ihres Gebäudes zurückgezogen, aus dem sie mehr nach dem Jenseitigen als nach dem Diesseitigen blickt. Sie zieht die Menge an sich heran, zu sich hinauf. Das bedeutet notwendigerweise eine zunehmende Verselbständigung, eine innere Lösung von den unteren Stockwerken, vom Unterbau, von Stamm, Wurzel und Boden, eine wachsende Entfremdung von den Ursprüngen. Damit ist nicht gesagt, daß zu den verschiedensten Zeiten oder von einzelnen Religiösen diese Verbindung nicht wieder und wieder gesucht wird.

Die Dichtung dagegen, soweit sie organisch ist, wächst stets von neuem, da und dort, an vielen Stellen von unten auf aus ihren Wurzeln und Würzelchen, von denen sie dauernd gespeist wird, die dauernd zu ihr gehören, wie eben das Wurzelgeflecht, die ganze ausladende Wurzelwelt der Tiefe zum Baume gehört. Diese Wurzeln sind eingetaucht in das, was die Religion, die Kirche, die Theologie das „Natürliche" zu nennen pflegen, in das Gute und in das Böse des Lebendigen, auch in jene rätselhafte, schaffende und zerstörende Gegen- und Mitwelt des Göttlichen, das Dämonische. Das alles ist so schicksalhaft wie Wachstum und Absonderung der Religion auch. Hier wird sofort der notwendige Individualismus und Subjektivismus aller Dichtung deutlich, der größer und im Einzelnen folgenreicher ist als die unverkennbare Parallelerscheinung, die auch das Reinreligiöse, abseits vom Künstlerischen, nach dieser Seite aufweist.

Wir haben aber bereits bemerkt, wie die tiefere Dichtung den Individualismus, durch den sie hindurchwachsen muß, dessen feinster Ausdruck sie oft zu sein scheint, wieder aufhebt, indem sie zum Allgemeinsten, zu den Werten selber, vordringt. Dadurch wird alle große Dichtung einander ähnlich. Wie Wettertannen der Höhe, wie einsame Berggipfel grüßen die Dichter der Völker und Zeiten einander über die Formenwelten der Zwischentäler, über die tausend Klein- und Halbdichtungen und Homunkulusse hinweg, in uralter, ewiger Verwandtschaft. Jedoch, sie

bleiben getrennt; sie gehorchen anderen Organisationsgesetzen als die großen Erscheinungen der Religion, die von einer gemeinschaftbildenden Kraft mehr oder minder eng zusammengefaßt werden. Zuweilen geht auch von Dichtern und Dichtungen eine gemeinschaftbildende, sogar kultische Formen erzeugende Wirkung aus, die sich doch an Stärke und Dauer mit jener anderen nicht vergleichen läßt. Auch die Gegenwart kennt sie; nur ist sie da verborgener und schwächer als in gesünderen, weniger zersetzten Zeitaltern.

8

Treten wir jetzt in den seelisch-geistigen Raum zwischen Dichtung und Christentum, in jenen Raum, wo heute so viele unserer ehrlich suchenden gebildeten Volksgenossen zwischen Christentum und Kunst, ja im tieferen Sinne zwischen Kultur und Christentum herumwandern, so fühlen wir sogleich: die Spannung, von der wir ausgingen, ist stärker, an einigen Stellen sogar beängstigend stark geworden.

Wie ist das möglich? Erkannten wir doch, auch ohne daß vom Christentum noch die Rede war, daß gerade hier schwerwiegende Gemeinsamkeiten vorhanden sein müssen: eine ganze Welt von Tragik, Leid, Schicksal. Wir sahen: die Meinung vom schönen Schein, vom leichten Spiel des Dichters gehört, in ihrer Verallgemeinerung, zu den grausamsten Irrtümern der Menge, der freilich auch nicht wenige Gebildete zuzuzählen sind. Und selbst der Kundige hört dem kleinen harmonischen Gedichte nicht immer an, aus welch tiefem Leidbrunnen es emporgequollen ist. Welche Dichtungsfülle ist aus Kampf und Qual geboren, wieviele gültige Werke sind ein Schrei aus tiefer Not! Es sei nur der „Faust" genannt. Sind Sünde, Gewissen, Schuld, auch unentrinnbare Schuld, Gnade, auch nichtverdiente Gnade, Erlösung, erlösender Tod, allgemein gesehen, ausschließlich christliche Wahrheiten und Wirklichkeiten? Sie sind in Hunderten von Dichtungen wirksam lebendig, die nicht unmittelbar christliches Gepräge tragen, von deren Dichtern man mit einem gewissen Rechte sagen kann und hier und da auch gesagt hat: sie sind christlich, ohne es zu wissen und zu wollen. Wohl hat es Dichter gegeben, die nach dem Erlebnis der Schuld für immer verstummt sind, gleich als ob der nun sichtbar gewordene Gott ihre Dichtung auf ewig gerichtet habe. Aber andere gab es, die aus der Erschütterung des Schulderlebnisses tiefere und gültigere Werke heraufgeholt haben. In diese ungeheure Welt des Daseins ist Schuld und Erlösung mit eingeschlossen. Das hat am gewaltigsten Goethe, sich zuletzt christlicher Formen bedienend, am Ende des „Faust" gestaltet. Shakespeare hat Schuld und Gewissen und was ein Wesenheiten mit ihnen zusammenhängt, in die Mitte seines tragischen Werkes gebannt, nicht deshalb, weil sie christlich sind, sondern weil sie tiefe menschliche und damit dichterische Wirklichkeiten sind, so wie der Dichter auch die Gesamterscheinung des Christentums als große Wirklichkeit behandelt, das Ewige, das auch von der Dichtung aus im Christentum sichtbar wird, darstellend.

Nicht hier also können die stärksten der Spannungen zwischen dem Dichterischen und dem Christlichen entstehen. Sie gehen vielmehr aus von dem Einmaligkeitsanspruch, von dem Absolutheitsanspruch der Offenbarungsreligion und von den weittragenden Folgen, die sich daraus entwickeln mußten. In einer endlichen, sichtbaren, aber als wundervoll übergeschichtlich oder außergeschichtlich, als göttlich erfaßten Gestalt sammeln sich dem Christen alle geistigen Strahlen und werden von ihr wie von einem Brennspiegel in die Welt geworfen. Die Theologie spricht von der vollkommenen „Sinnlosigkeit menschlichen Tuns und Seins, dem erst die eine Offenbarung seinen Sinn zu geben vermag". Der Dichtung kann die Welt, auch ohne diese eine Offenbarung, nirgends sinnlos sein; sie findet andere Offenbarungen, sie findet Sinn und Ewigkeit auch in der Antike, im Griechentum und anderswo. Die Theologie trennt Jenseits und Diesseits mit ihrem unerbittlichen Schwert. Die Dichtung kennt solche räumliche Scheidung nicht; sie findet das Jenseits im Diesseits. Pantheistische und polytheistische Züge — nur der Kürze wegen seien die Ausdrücke gebraucht; sie erstarren leicht zu Schablonen, die das schwere Problem mehr verdecken als aufweisen — sind ewiges Erbgut der Dichtung. Von der bunten, wirren Gestaltenwelt der Shakespeare-Dramen hat man gesagt: Dies ist der Tod! Der Dichter würde antworten: Ja, dies ist der Tod, aber dies ist auch das Leben!

Wir erkennen die große Spannung, um die es sich handelt. In manchen Dichtern christlichen Bekenntnisses sind solche Spannungen deutlich erkennbar; nicht selten suchen sie, schmerzhaft genug, nach einer Lösung. Auch Wilhelm Steinhausen, der christliche Maler, kannte diese Spannung zwischen dem frommen Christen und dem frommen Künstler, die ich meine, sehr genau und wußte von einer Problematik, wie sie Hans Thoma nicht hatte. Ich darf an ihn erinnern, ohne mich einer eigentlichen Grenzüberschreitung des Themas schuldig zu machen. Denn Steinhausens Kunst kann man getrost, wenn man will, auch Dichtung nennen. Er selbst hat sie nicht anders gesehen und empfunden. Steinhausen stellte sein Künstlertum bewußt unter seinen Christenglauben und war doch zugleich ein naturfrommer Künstler wie nur einer. Ich darf dies einmal aussprechen, da mich eine Lebensfreundschaft mit ihm verband und da wir in jahrelangen Gesprächen alle diese Fragen durchgesprochen haben. „Meine Kunst ist klein, sie war nur ein Dank" — das waren die beiden letzten schlichten Sätze, die er zu mir sagte, kurz ehe ihm die Krankheit die Sprache für immer nahm. Und doch drücken seine Bilder durch das Christliche hindurch das unerklärlich Ewige der Kunst aus. Und doch sind seine Landschaften, auch die bescheidensten, geweitet und gefüllt von der Unendlichkeit des Dichterischen. Hätte er sonst so kongeniale Bilder zu Shakespeares Sommernachtstraum malen können? Die Erlösungsreligion, die auch aus manchen seiner Landschaften spricht, in denen eine sehnsüchtige Natur der Erlösung entgegenharrt, ist zugleich getränkt von einer weit älteren, durch und durch seelisch-mythischen Naturreligion. Das ist der Reiz dieser Bilder, ihre Spannung und ihre Schönheit.

9

Es liegt tief im Wesen der beiden Religionsformen begründet, daß die Beziehungen des Dichterischen zum Katholizismus, im Ganzen betrachtet, inniger und wesenhafter sind, als die zum Protestantismus. Wohl gibt es große protestantische Kunst. Wohl besitzen wir prachtvolle und echte protestantische Liederdichtung. Aber dem außerkirchlichen Dichtertum kommt doch die buntere, bildhaftere, viele Widersprüche einheitlich umschließende katholische Welt, die, abseits vom Dogmatischen, eine nicht geringe, nach außen wirkende Anpassungskraft mit einer erstaunlichen, dem protestantischen Geist oft schwer zugänglichen inneren Fülle zu vereinigen weiß, williger entgegen. Gestalt, Symbolik, Verkörperung eines als ewig gefühlten Gehaltes: das sind ja gerade die dichterischsten Dinge. Wie es eine gegenseitige, nicht nur äußerliche Neigung zwischen landschaftlicher Natur und katholischem Kultus gibt — ich denke an manche Tiroler Berggottesdienste, die ich miterlebte —, so ist uns die Hinneigung mancher Dichter und Dichtergeschlechter zum katholischen Wesen oder ihr Einklang mit ihm bekannt, nicht allein aus der Romantik. Aus der Menge der Namen sei nur ein glänzender herausgehoben: Eichendorff, weil in seiner Lyrik der Einklang, der hier gemeint ist, am vollkommensten klingt. Der dichterische Gehalt der mittelalterlichen deutschen Mystik sei in diesem Zusammenhang nur angedeutet.

10

Nun besitzen wir heute ein bis in die kleinsten Züge hinein vollendetes Gegenbild dazu. Der gegenwärtige Protestantismus ist in einigen seiner Vertreter, ohne Zweifel einem strengen inneren Gesetze folgend, ein geschworener Feind der Mystik, ein Feind aller Romantik, ein Feind der Dichtung geworden. Das alles ist dieser Richtung Illusion. Dem als Wahn gedeuteten Unendlichkeitsgehalt der Welt und der besten menschlichen Dinge wird von einem auf die Spitze getriebenen Offenbarungsbegriff aus ein völlig abgelöster, abgegrenzter, lebensferner Ewigkeitsbegriff gegenübergestellt. Gogarten kämpft für die absolute Jenseitigkeit des Glaubens. Alles Lebendige, selbst die Ethik des Gewissens, opfert er einer herben, ausschließlichen Ethik der Sündenvergebung und Gnade. Nicht der Mensch nur, die ganze Schöpfung ist von Gott abgefallen in die Sünde und wird allein vom teuflischen Willen beherrscht. Jede menschliche Regung nach einer schöpferischen Seite hin wird als Anmaßung verworfen: denn der Abstand von Gott ist unausdenkbar, ungeheuerlich. Die schuldige Menschheit mit allen ihren Kulturformen, die Kirche nicht ausgeschlossen, ist für Gogarten ein einziges Pandämonium. So sieht er den protestantischen Menschen: es ist ein Mensch, der um des Unanschaubaren willen alle Bilder zerschlägt. Was ist künstlerisches, was ist dichterisches Schaffen? Der Irrsinn eines babylonischen Turmbaus. Hier wird die Dichtung zum Tode verurteilt, auch wenn man ihr innerhalb der Kulturillusionen immerhin noch ein Scheindasein einräumen mag.

Es ist nicht zu verkennen, in welch innerem Zusammenhang Gogartens Kampfansage und strenge Rückbesinnung auf protestantische Ursprünge mit dem tatsächlichen Pandämonium unserer gegenwärtigen Scheinkultur steht. Aber gerade das ist das Bezeichnende und Verhängnisvolle, daß er nicht nur, gleich Tausenden mit ihm, diese entartete Scheinkultur und Unkultur verdammt, sondern die Kultur schlechthin, zumindest in ihren vermeintlich frevlerischen, gotteslästerlichen Ansprüchen. Es ist, als wenn einer, der mitten in einem von Raupenfraß zerstörten Walde steht, nun auch den Wert der gesund gebliebenen Wälder ringsum verneinte. Gogartens Verneinung bricht stets aus einem Punkte hervor: aus dem losgelösten und allein unter Gottes Gnade gestellten Geist. Und Gott, der völlig Andere, Unverkennbare, ist auch Geist, nur Geist. Hier sehe ich die Fehlerquelle dieser Lehre. Es geht nicht an, nur mit dem dialektischen Geiste das Göttliche oder doch die schlechthinnige Verborgenheit Gottes ergreifen zu wollen. Es geht nicht an, die Seelennot der Menschen mitzufühlen und dennoch das Seelische bei Seite zu schieben und mit dem Gemeinen auch das Edle zu verwerfen. Hoheit und Adel der Menschennatur sind dieser Lehre sogar das allergrößte Hindernis, die Stimme Gottes zu vernehmen. Das Sittlichste ist ihr so sündig wie das Unsittlichste, die Innerlichkeit nennt sie einen Wechselbalg der Seele. Jeden Drang des Menschen über sich hinaus verwirft sie als Auflehnung gegen Gottes Autorität, ganz gleich ob er edel oder unedel sei. Es ist ein Verhängnis, dort zu verneinen, wo das Erhaltende, das Lebendige waltet: im Seelischen. Damit ist weder Gott noch den Menschen religiös gedient. Im Gegenteil: eine solche reingeistige, aber seelenfeindliche Religion würde, wenn sie bestehen könnte, eine grenzenlose, sicherlich nicht „von Gott gewollte" Verarmung bedeuten. Die theologische Inzucht dieses Denkens macht es unfruchtbar und entwertet das Gute im Menschen, bringt es um seine Wirkung. Wenn aber irgendwo, so gilt wohl im Religiösen das Wort: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr." Gogartens Glaubenswelt wurzelt nicht mehr im Erdreich. Es ist aber ein unverbrüchliches Gesetz, daß jedes irdische Gewächs — und auch die höchste und strengste Geistreligion ist ein solches — verdorren muß, wenn es sich aus seinem Erdreich gelöst hat. So öffnet Gogartens Gedankenführung einen tragischen Blick in einen Teil des Protestantismus und zeigt die zuletzt lebenzerstörende Wirkung des gelösten Geistes, dem nicht eine so lebensvolle Ergänzung aus natürlichen Tiefenkräften gegönnt ist wie etwa bei Luther.

11

Wir sind bei dem für alles Menschliche, für das Religiöse wie das Dichterische gleich bedeutungsschweren Geist-Seele-Problem angelangt *). Seine Lösung auch nur versuchen zu wollen, davon ist hier nicht die Rede. Aber wir müssen noch einen Blick werfen auf eine gleichzeitige, von ihm gänzlich getrennte Gegenwelt des Gogartenschen Glaubens- und Gedankenreiches.

Auch da werden wir Tragik finden. Von sehr alten dichterisch-weltanschaulichen Quellen, zuletzt aus der Romantik, aus Nietzsche, auch aus Goethe gespeist, hat sich in der geistigen Gegenwart, ebenfalls im bewußtesten Gegensatz zum Kulturverfall, eine rasch erstarkende Lebensphilosophie herausgebildet, die, wie es ihrem Wesen zukommt, tief ins Religiöse greift. Für diese leidenschaftlich und mit ebensolcher Folgerichtigkeit des Gedankens wie Gogartens Glaubenslehre vorgetragene Lebensphilosophie, die heute in Ludwig Klages einen bedeutenden Vertreter und eine Art Mittelpunkt gefunden hat, ist der Geist schlechthin der Feind, der Feind des Seelischen, des eigentlich Lebendigen, sein Tyrann und Vernichter, der Feind von Anbeginn. Auch Klages sieht, wie mancher frühere Denker, in der Welt einen Urdualismus. Die schöpferischen, die göttlichen Werte aber findet er ganz und gar auf der Seite des Lebens, der Seele, der Natur. Das sind ihm drei Namen für das eine schöpferische Prinzip. Seine Gottheit ist die Weltseele, nicht der Geistgott des Christentums, dem er dann auch so leidenschaftlich widerspricht, wie es Nietzsche getan hat. Im Geiste sieht diese Auffassung den metaphysischen Ursprung alles Furchtbaren, alles Entsetzlichen im schicksalmäßigen Einzelleben, im Völkerleben, in der ganzen Geschichte. So erleben wir heute, wie die große Spannung im geistig-seelischen Bereiche, dem Gesetze der in Wendezeiten sich verschärfenden Erscheinungen gehorchend, zu einer Trennung, zu einer Zerreißung geführt hat. Und doch, das ist das Bemerkenswerteste, ähneln sich die beiden getrennten Welten, die ich aus dem Zeitchaos heraufbeschworen habe, in Anlage und Haltung so verblüffend, daß man zuweilen versucht ist, an mathematische Formeln mit umgekehrten Vorzeichen zu denken. Beide, Klages wie Gogarten, haben den unbestechlichen Blick für die tödliche Scheinwirklichkeit ihrer Zeit, für ihren kaltgespenstischen, unheilkündenden und unheilbringenden Spuk, für die Unwirklichkeit des Meisten von dem, was heute Wissenschaft und Bildung „geistig" nennen. Beide wissen, daß das Leben im Allertiefsten göttlich bestimmt ist. Beide leiden an der Gottlosigkeit der Zeit, die der Eine als Abfall vom Geiste, der Andere als Abfall vom Leben deutet. Beide retten sich aus der Wirrnis durch einen Sprung: der Eine auf die Seite der geistabgewandten Seele, der Andere auf die Seite des weltentgegengesetzten Geistes. Beide dualistische Reiche sind religiös bestimmt. Bei Beiden wächst, wie bei Nietzsche, die Tragik aus dem Gedanklichen, aus der schroffen Entschiedenheit und Unversöhnlichkeit ihres Dualismus. Beide haben das Gute, daß sie der üblichen, auch in der Theologie häufigen Gleichsetzung und Verwechslung von Seele und Geist entgegenwirken. Es fällt auf, daß von Beiden der menschliche Wille befehdet wird und hüben wie drüben mephistophelische Züge annimmt. Als wenn es einen Willen zum Guten gar nicht geben könnte. In Klages, der so bedeutenden Geist aufwendet, seine Geistfeindschaft zu begründen, erscheint die Tragik besonders groß, da er, wie ich überzeugt bin, mit seiner glühenden Bejahung des leben-

*) Darüber nächstens mehr. Voraussichtlich Nr. 9 f. Insbesondre über Klages. D H

dig Seelischen die wundeste Stelle der Kultur wirklich trifft. Aber ist nicht der Urdualismus, den er meint, in Wirklichkeit eine Urpolarität, deren schöpferische und erhaltende, lebensnotwendige Spannung erst dann zu einer grundzerstörenden wird, wenn sie die Pole ganz auseinanderreißt und aus dem lebendigen Geiste den unlebendigen Intellekt macht?

In der Dichtung finden wir das Seele-Geist-Problem wohl am wunderbarsten gestaltet in Goethes „Faust", der den Dualismus nicht nur darstellt, sondern auch dichterisch auflöst. Er macht offenbar, daß die Dichtung, weil sie den geistigen Individualismus, die geistige Abspaltung mit dem seelischen Erleben des Weltganzen und der ewigen Werte verbindet, ein vollkommener Ausdruck des Lebendigen selber ist, das immer beides vereinigt.

12

Hier wäre Einiges über die lebendige Natur zu sagen, die der Dichter als Seher kennt, und von ihrem Gegensatz zu dem durch die Jahrhunderte überlieferten Naturbegriff der Theologie. Aber das würde den Rahmen dieser Betrachtungen sprengen.

Nur dies: die Göttlichkeit der Natur ist dem dichterischen Menschen immer ein Geheimnis, aber nie ein Problem gewesen und wird für ihn nie ein Problem werden. In der Natur bleibt, wie im Dichterischen, der Zusammenhang des dunkelsten Untergrundes mit der hellsten Geistigkeit immer gewahrt. Von da aus wird ein durchgreifender Schnitt zwischen Gott und Welt stets als ein Widerspruch zur Religiosität selbst empfunden werden. Alle Dichter kommen in ihrem Werke oder in den begleitenden Äußerungen immer wieder auf die Natur als ihre Lehrmeisterin, als ihre Mutter zurück. Das ist kein Zufall, keine Laune, kein Herkommen, kein Einandernachsprechen. Das ist tiefstes Gesetz. Freilich: diese Natur der Dichter, die auch Sittliches, Geistiges, Religiöses umfaßt — denn die „absolute Immoralität der Natur", die Nietzsche einmal behauptet, ist ein Irrtum —, ist eben eine andere „Natur" als die der Theologen, eine andere auch als die der heutigen Naturforscher, es sei denn, daß diese selbst dichterisches Wesen in sich tragen. Solche gibt es Gott Lob auch.

13

Unsere Betrachtungen bewegen sich jetzt schon geraume Zeit mitten in der Krisis, in der Kulturtragödie, deren Zeugen, Mitspieler, Mitkämpfer und Opfer wir selber sind.

> Statt der lebendigen Natur,
> Da Gott die Menschen schuf hinein,
> Umgibt in Rauch und Moder nur
> Dich Tiergeripp und Totenbein.

So klagt Faust. So ist auch unsere Lage. Nur daß sich in den Moder zu dem Totengebein noch lauter tote, nie lebendig gewesene Maschinen eingeschlichen haben. Nicht die Gelehrten und die wissenschaftlichen Denker, auch nicht die Theologen sind es gewesen, die als Erste die Zerstörung kommen sahen. Das waren kraft ihres Sehertums die Dichter. Goethe sah das Unheil heraufziehen, Eichendorff, Hölderlin, Jean Paul und Andere haben es in großen, erschütternden Visionen vorausgeschaut. Nietzsches Bücher sind ein einziger Aufschrei gegen die lebenzermalmenden Mächte, deren Ansturm er bereits auszuhalten hatte. Die Bilder, die heute Gogarten wie Klages von dem zur Wirklichkeit gewordenen Spuk entwerfen, sind echt. Die unerhörte Not der Zeit, die „grauenvolle Verwirrung", das „Zusammenbrechen aller Formen und Bildungen", die „schattenhafte, weltferne Geistigkeit der Wissenschaft", das „Rad der Wirtschaft", die um ihrer selbst willen Menschen verschlingt und Menschen erzeugt, die Raserei dem Abgrunde zu, die Blindheit der Masse, die Kulturlosigkeit der Technik, der Götzendienst vor dem Fortschritt, die ganze Vernichtung des Lebens, das alles wird von Beiden mit derselben rücksichtslosen Wahrhaftigkeit abgespiegelt. Beide werfen die schwerste Frage, die Schuldfrage, auf und sehen den Zusammenhang zwischen der zerstörenden Mechanisierung der Welt und dem Christentum. Beide freilich verschieden. Klages nimmt Nietzsches Anklagen gegen den christlichen Geist auf und setzt sie fort, Gogarten, der protestantische Theologe, findet scharfe Worte für die Schuld des Protestantismus, die er allein in der Abkehr vom Gericht, vom richtenden Schuldgedanken sehen will.

Ein anderes schweres Problem taucht auf, das hier nur gestreift sei, die Schicksalsfrage. Ist, was wir mit Schrecken erleben, die unabwendbare, unaufhaltsame Phase eines geschichtlichen Prozesses, der sich in harter Notwendigkeit vollzieht? Ist jede Kultur, wo immer sie entstehen mag, dem nämlichen grausigen Spiel und Ablauf unterworfen? Ist jeder Versuch, dagegen anzugehen, eine Quacksalberei oder ein romantischer Dunst oder eine Don-Quixoterie, wie Gogarten einmal meint? Das Erkennen hilft nicht zur Wende. Die Tragik des Denkens, von der auch die antipodischen Kritiker der kritischen Zeit ergriffen sind, findet keinen Weg.

Eins ist jedenfalls sicher: der Herr der Zeit, ihr Seelen- und Lebensmörder, ist der losgerissene Intellekt. Er ist der dumme Teufel, der die Menschheit reitet. Der bloße Intellekt führt immer in Höllenreiche, ins Nichts. Vor dieser Erkenntnis steht heute sogar die Wissenschaft. Jeder Tag, jede Stunde verrät, wie die Verfallserscheinungen, die uns bedrängen, intellektbeherrscht sind. Hier wird die Tragik der Technik sichtbar, der großartigsten am grellsten. Nicht das Leben der Kultur als solches ist der Tod, wie Gogarten meint — jede wirkliche Kultur hat eine Tagansicht und eine Nachtansicht, das Christentum nicht ausgenommen —, sondern diese Häuser, diese Sitten, diese Scheinkunst, diese Musik, von der die Musen nichts mehr wissen wollen, diese immer weiter um sich greifende Ausschaltung des Menschlichen aus der Arbeit, diese atemlose, rhythmuslose Hast, dieser Mord der Ferne und der Fernenspannung, in der allein seelisches Leben gedeiht, dieses Hinschlachten der Natur und der Landschaft, diese schauerliche Mammonswirtschaft, diese rasende Züchtung der Verstandesmenschen, der Nutzmenschen, der Schlauen, diese ganze entfesselte Schamlosigkeit: das ist der Tod, nicht der fruchtbare Tod, den der Dichter wie der Fromme preist, sondern der unfruchtbare, der gespenstische Tod. Und er versteht, alle Kreise und Winkel, Kirche und Schule, Haus und Familie und jedes Einzelleben, auch das schicksalblindeste, auszuspähen.

Seltsam aber und ergreifend: gerade in der großen Not dürfen wir Gottesatem spüren, einen Sturmatem, kein Säuseln. Der Abfall vom Leben und der Abfall von Gott erscheinen plötzlich in ihrem Tiefsten als Ein und dasselbe. Das ringende Leben wird wieder alter Geheimnisse gewürdigt, auch im Untergang, und hinter der Tragödie, wie hinter jeder Tragödie, leuchtet die Spur des Ewigen auf. Die Problematik versinkt. Es ist etwas Wunderbares, daß durch die düstersten Feststellungen der Glaube des Einzelnen, wenn er wetterfest ist, nicht angetastet wird. Sein Wert bleibt, er verliert nichts von seinem Glanze. Denn es ist eben nicht das Zeitliche, Geschichtliche, Vergängliche, Sichwandelnde, was diesen Wert bestimmt, sondern etwas davon Unabhängiges, die Religion selbst.

Wir wissen nicht, was kommen wird, welche neuen Spannungen, welche Krisen, welche Katastrophen, Todessturz oder Erneuerung. Zeichen sind genug vorhanden. Aber wir kennen das innere Kräfteverhältnis der Zeit nicht. Wir können nur zweifeln, fürchten, hoffen, glauben. Auf einmal sind wir wieder mitten im Dichterischen und mitten im Glauben drin. Das Leben ist größer als seine Problematik. Wir treffen Menschen, die nicht nur an der Seelennot der Zeit leiden, sondern die gegen sie an-

kämpfen und nicht danach fragen: Gewinne oder verliere ich dabei, siege oder gehe ich unter? Wir beobachten, in Jugend und Alter, Keime, Ansätze, Strömungen, die neues Leben versprechen wollen, wir werden selbst von ihnen getragen. Neues, wirkliches Leben: das heißt doch erneute, verjüngte Religion.

In der Kirche, neben der Kirche und auch fern der Kirche begann es sich zu regen, beginnt es zu wachsen. Der Kirchenbesuch ist in dieser erschütterten Kampfzeit — Goethe nennt einmal die ganze Weltgeschichte den Kampf zwischen Glauben und Unglauben — nur ein Gradmesser der Frömmigkeit. Wie jede weitere Mechanisierung, außerhalb und innerhalb der kirchlichen Mauern, eine weitere Lebensentfremdung, also eine zunehmende Irreligiosität bedeutet, so bedeutet jeder kleine Sieg der Seele und des beseelten Geistes eine Zunahme der Religiosität.

Bemerkenswert ist und nichts weniger als gleichgültig, daß auch bedeutende und nachdenkliche Techniker die ungeheure Gefahr zu erkennen beginnen, spät genug, und nach Ausweg und Heilung suchen. Ihren Glauben freilich, daß eine fortschreitende Technik ganz aus sich selbst heraus die eigenen Schäden und tödlichen Massenwirkungen überwinden werde, halte ich für einen Irrglauben.

14

Auch das Christentum ist von der Krisis ergriffen. Ihre Erschütterungen, ihre Auswirkungen sind unabsehbar. Was wir heute davon gewahren oder miterleben, sind wohl nur Vorboten. Allenthalben regt es sich auch da, im Katholizismus wie im Protestantismus, und in die Spannung zwischen beiden Bekenntnissen ist eine höchst seltsame, aber aus dem Wesen der Krisis heraus organisch begreifliche Unruhe gekommen. Während ein Teil des Protestantismus dessen geschichtliche Linie bis zu äußerster Vergeistigung weiter zu verfolgen strebt, wendet sich ein anderer, die Gefahren einer solchen reingeistigen Verinnerlichung klar erfassend, entschieden der Seele und dem Leben zu, sucht tastend nach neuen kultischen Ausdrucksformen, die ihn dem Katholizismus näher bringen, oder sucht das Überlieferte in ein wirkendes, heiligendes Gegenwartschristentum zu verwandeln, oder schreitet, entschlossener noch als sonst, helfend und opfernd als praktisches Tatchristentum mitten in die fieberkranke Welt hinein. Darüber zeichnen sich die ersten Entwürfe zu Brücken ab, die erst gebaut werden sollen, die getrennten Christentümer zu überspannen und zusammenzubringen. Große Pläne, die, mögen sie sich erfüllen oder nicht, etwas von der eigenartigen Größe der gärenden Zeit verraten.

Gewaltiger noch dämmern am Horizont des Zeitalters die kommenden religiösen Auseinandersetzungen weltgeschichtlichen Ausmaßes auf, seit langem vorbereitet und verkündet und mit ihren ersten Phasen weit in die Vergangenheit zurückweisend. Drei vor allem werden erkennbar, auch im getrübten Lichte der Gegenwart: die Auseinandersetzung mit Geist und Seele des Ostens, mit dem ewig lebendigen Gehalt der Antike, mit der germanischen Seelenwelt, deren heldischer Grundzug so früh schon die schicksalsschwere Vermählung mit dem Heldischen im Christentum vollzog. Es wird ein Ringen um Bild und Symbol der lebendigen Gottheit sein und um Wiederheiligung des entheiligten Lebens, und das Christentum wird die ewigen Kräfte in den Kampf schicken, die es aus den reinen Quellwässern seines Evangeliums schöpft. Bringt die Menschheit, die heute so fragwürdiges Antlitz trägt, die Kraft zu solchen Kämpfen noch auf, dann wird auch wieder der Tag der Dichtung sein.

Frankfurt a. M. Fritz Gränz

Religiöser Gehalt in Selma Lagerlöfs Werken

Der Geist des Lebens wohnt noch in den toten Dingen. Was hört er, während er in traumlosem Schlafe schlummert? Gottes Stimme hört er — achtet er auch auf die der Menschen?

Ihr Kinder später Zeiten, habt ihr es nicht gesehen? Wenn Unfriede und Haß auf Erden herrschen, müssen auch die toten Dinge vielfach leiden.... Aber wehe dem, um dessentwillen der Wald seufzt und die Berge weinen.

Wenn Selma Lagerlöf erzählt, zieht an uns das bunte, reiche Leben in all seiner hinreißenden Mannigfaltigkeit vorüber — und doch in fest geschlossener Einheit: alles Geschehen ist Gottes Tun: Sturm und Dürre sind sein Atem; Hammerschlag und Wolfsgeheul sind seine Stimme; Kraft und Krankheit, Gut und Böse seine Werkzeuge. Es geht ein Strom des Geistes von Gott zu den Menschen und bis in die toten Dinge. Und der christlich-gläubige Bauer, der sich doch dem Heidentum seiner Väter noch nicht entwunden hat, hört den Berghund heulen und duckt sich zitternd unter dem Gebraus des wilden Jägers, aber vernimmt doch aus dem Toben der elementaren Geister die Stimme Gottes.

Die Welt, die Selma Lagerlöf in ihren großen Romanen schildert — ich möchte mich vor allem auf Gösta Berling und Jerusalem beziehen — ist ganz und gar in Gott, da ist nichts, was aus Gott herausfällt, auch der Böse und das Böse nicht, auch nicht der Antichrist. Gott umfaßt die Welt und durchwaltet sie, sie ist ganz und gar seine Welt, er schlingt ihre dunklen und ihre hellen, ihre leuchtenden und ihre stumpfen Fäden durcheinander wie Oberst Beerencreutz („Die Geschichte aus Halstaräs") Faden und Einschlag seiner Teppiche, in denen er nach dem Muster des Ewigen, das er innerlich schaut, sein und seiner Freunde Leben in schwachem Abbild zum Ausdruck bringen will.

Die Dichterin weiß von keinem tiefen Riß zwischen Gott und seiner Welt, von keinem Verzagen-Müssen der Kreatur um ihrer Endlichkeit, Vergänglichkeit und Kreatürlichkeit willen, auch von keinem Loskommen des Sünders von Gott; vielmehr gilt es ihr, „das Wirken und Wehen Gottes im Schicksal der Menschen darzustellen" (Berendsohn: Biographie Selma Lagerlöfs). Ihre Menschen sind für Gott oder gegen Gott, keiner ist ohne Gott. Es mag scheinen, als ob das etwa von der Gräfin Märta, der Mutter des Grafen Dohna auf Borg, nicht gälte, die ihr Leben im Rausche nichtiger Vergnügungen und im Spaß kleiner Bosheiten hinbringt, bis sie sich schließlich, durch ihre sanfte Schwiegertochter Elisabeth Dohna gereizt, zu märchenhafter Grausamkeit steigert. Wo ist da Gott? Wenn diese Frau zuletzt, von dem Fluche einer Bettlerin getroffen, sich vor den Elstern, die in ihrem Parke nisten, zu Tode fürchtet, wenn sie ihr Zimmer nicht mehr zu verlassen wagt und vor Angst vergeht, sobald nur die Tür geöffnet wird — so ist sie eben doch endlich von der Hand Gottes berührt.

Seltsam freilich ist die Art, wie Gott seine Welt regiert, und der Pfarrer in Dalarne kommt vor Staunen über diese seltsamen Wege nie zu irgendeinem anderen religiösen Gedanken. Aber sicher ist es, daß er sie regiert. Das Herrschaftsjahr der Kavaliere in Eckeby, das Jahr der strahlenden Lustbarkeiten, der Abenteuer und tollen Liebesfahrten, der Zechgelage und des schlendernden Leichtsinns, es ist und heißt „Gottes Sturmjahr". Gottes Sturm ist es, der im wilden Treiben der Menschen über das Land hingeht, und es fällt sicher kein Sperling vom Dache, den er nicht fallen ließ.

Aber Selma Lagerlöf hat nun das Weltwalten Gottes doch nicht nur eindringlich bezeugt und ausgesprochen, sondern sie hat es auch nachzuzeichnen versucht wie Oberst Beerencreutz mit seinem Teppichgewebe. Und da scheint es denn manchmal, als zeichne sie in fast jüdischem Sinne einen gerechten Gott: Auge um Auge, Zahn um Zahn. So hat es auch ihr Biograph gesehen: „Die Weltanschau-

ung Selma Lagerlöfs fordert nicht nur Güte, sondern auch Gerechtigkeit." Berendsohn spricht in Bezug auf die Erzählung „Herrn Arnes Schatz", die in ihrer ursprünglichen Form den Titel trug „Die Rache bleibt nicht aus", von der „unentrinnbaren Gerechtigkeit des Herrn", die hier „durch eine Beispielssage ... bewiesen werden soll". Da wird der Hartherzige ermordet, und der Mörder auf wunderbarste Weise entdeckt und dem Gericht ausgeliefert. Auch die Majorin von Eckeby wird verleugnet, wie sie verleugnet hat, und auf die Landstraße hinausgestoßen, wie sie verstoßen hat. Die grausame Gräfin Märta, die ihre Schwiegertochter zerquälte, wird von den Elstern bis zum Wahnsinn gequält, und Clifford, der die Gordoniſten in Jerusalem verraten will, wird plötzlich unter dem anklagenden Schrei der Gemeinde vom Tode ereilt. — Auch der böse Sintram, der selbst schon fast glaubte, mit dem Teufel im Bunde zu stehen, der Schaden, Leid, Laster, Gemeinheit und alles Böse will und herbeizuführen sucht, er stirbt nach kurzer Haft im Gefängnis. Aber — ist denn das eine vollwichtige Strafe für bewußte und planmäßige Teufelei? Nicht umsonst erzählt das Landvolk: der Schwarze habe ihn im Gefängnis geholt, das heißt doch: seine Strafe fange nun erst an in einem dunklen Jenseits. Ihn ereilte die Rache nicht in dieser Welt.

Mag sein, daß die Weltanschauung der Dichterin ursprünglich den Gedanken der gerechten Rache umschloß, so ist es doch nicht dabei geblieben. Vielmehr scheinen mir, wenn sie Vergeltung im Guten oder Bösen eintreten sieht, was durchaus nicht immer der Fall ist, ganz andere Zusammenhänge vorzuliegen. Einmal handelt es sich häufig um die natürliche Konsequenz menschlichen Handelns: Ist Gösta Berling ein Säufer, so wird er seines Amtes entsetzt und irrt heimatlos in den Wäldern umher; macht sich der Pfarrer von Broby (Gösta Berling) durch Geiz zum Schandfleck seiner Gemeinde, so muß er die Schande und allgemeine Verachtung tragen; handelt Ingmar (Jerusalem) gegen Wunsch und Neigung rechtlich und barmherzig, so erwirbt er sich höchste Achtung in seiner Gemeinde und stellt sein Leben wieder auf festen Grund. In der Legende von der „Lichtflamme" ist der Gedanke auf stärksten, symbolischen Ausdruck gebracht: Indem der Ritter die in der Grabeskirche entzündete Lichtflamme, die in ihm eine heilige Liebe erweckt hat, auf dem weiten Wege von Jerusalem bis Florenz behütet und allen Gefahren zum Trotz unversehrt bewahrt, ändert er von selbst seinen Charakter und sein Schicksal zum Guten.

In anderen Fällen beruht die Entsprechung von Tat und Schicksal auf psychologischem Grunde: die Dichterin ist überzeugt, daß der vornehme Mensch, wenn er schuldig wurde, die Leiden der Buße will und sucht. Ja Buße ist ihr freiwilliges Leiden des Schuldigen, worin denn Poenitentia und Metanoia zusammengeschlossen sind. So faßt Ingmar (Jerusalem), um nicht der „Gerechtigkeit Gottes zu spotten", den schweren Entschluß, die Mörderin seines Kindes, an der er schuldig geworden ist, als Gattin in sein Haus zu führen. So verschmäht die Majorin von Eckeby (Gösta Berling), die Ehebrecherin ist und ihre Mutter verleugnet und geschlagen hat, alle Gastfreundschaft treuer Landleute, um durch Not und Elend als Bettlerin nordwärts zu wandern und sich vom Fluche ihrer Mutter zu lösen. So spielt vor allem die süße und rührende Gräfin Elisabeth Dohna (Gösta Berling) ihre eigene Richterin: Weil sie verbotene Liebe im Herzen getragen hat, nimmt sie zuerst geradezu dankbar und auch später noch willig alle Leiden und Qualen auf sich, mit denen ihre grausame Schwiegermutter sie peinigt, bis sie sich zuletzt doch um ihres ungeborenen Kindes willen in eine demütigende Zuflucht retten muß.

In allen diesen Fällen kann von einer vergeltenden Strafgerechtigkeit Gottes nicht die Rede sein, hier vollzieht sich Tat und Sühne innerhalb der menschlich-seelischen Sphäre. Aber es gibt auch andere Fälle: Die Majorin, die das Gut Eckeby als Hinterlassenschaft ihres Buhlen bekommen hat, verliert es wieder und damit zugleich Heimat und Ehre durch den Verrat ihrer Schützlinge, der Kavaliere, denen sie nichts als Wohltaten erwies. — Das Schiff, an dessen Bord drei Mörder sich befinden, wird vom Eis festgehalten und kann das offene Meer nicht gewinnen, bis die Mörder ausgeliefert sind (Herrn Arnes Schatz). — Karin Ingmartochter (Jerusalem), die einen rechtlichen Mann um einmaliger Betrunkenheit willen von sich gestoßen hat, gerät in eine ganz unglückliche Ehe mit einem Säufer, und auch nach dessen Tode in der Ehe mit dem ehemals Geliebten aus einem Unglück ins andere. — Gösta Berling und Anna Stjärnhök, die Verrat geübt haben an Liebe und Freundschaft, werden auf ihrer berauschten Flucht von Wölfen verfolgt und in ihre Pflicht zurückgejagt. — Auf den Leichtsinn, die Verschwendungssucht und die Trägheit der Kavaliere von Eckeby, auf den Geiz des Pfarrers von Broby antwortet die Natur mit Hochwasser, Dürre und Hungersnot.

Es ist als eine Antwort gemeint, daran kann kein Zweifel sein, und die Natur antwortet auch sonst. Wie Elisabeth Dohna über das geborstene, schwankende Eis des Löffsees geht, um Gösta Berling von frevler Tat zurückzuhalten, da hält das Eis und trägt sie sicher hinüber, und hält noch einmal, als Gösta sie in der Nacht zurückbringt und wieder, bis Gösta heimgekehrt ist. Während doch schon die Frühlingswasser den Damm gebrochen und die Schmiede zerstört haben und am Morgen der See eisfrei liegt. Oder an anderer Stelle: Eine Waschbrücke, auf der drei kleine Kinder spielten, ist vom Hochwasser losgerissen worden und treibt talab auf die Stromschnelle zu (Jerusalem). Ingmar steht am Ufer und späht, ob er die Kinder retten kann. „Da war es, als habe jemand der Brücke einen Stoß gegeben, sie drehte sich und wandte sich seinem Ufer zu." Nun kann Ingmar die Kinder retten. „Der Geist des Lebens wohnt noch in den toten Dingen."

Hier liegt augenscheinlich eine bestimmte Anschauung vor, die vielleicht mehr Gefühl und Hoffnung ist, aber zuweilen sich bis zur Überzeugung verdichtet. Sie findet ihren stärksten, mythischen Ausdruck in den Christuslegenden: Der Geist des Menschen strömt aus in die Dinge, mit denen er zu tun hat, dem Guten sind sie willig und dienstbar, dem Bösen aber heimtückisch und schädlich. „Wenn Unfriede und Haß auf Erden herrschen, müssen auch die toten Dinge vielfach leiden. Da wird die Welle wild und raubgierig wie ein Wegelagerer, da wird das Feld geizig wie ein Geizhals. Aber wehe dem, um dessentwillen der Wald seufzt und die Berge weinen." Umgekehrt aber: von heiliger Liebe und gar von der ewigen Liebe berührt, erwacht in den Dingen der Geist der Liebe und willigen Dienens. „Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen." Wie dienen die Dinge dem reitenden Ritter, von Jerusalem bis Florenz seine Lichtflamme lebendig zu bewahren — dürres Gras nimmt das Feuer auf, als die Kerze erlischt, flatternde Vögel schützen die Flamme vor dem Regen. Wo es sich aber gar um das Christkind selbst handelt, da verletzt Feuer nicht, da beißen böse Hunde nicht, da neigt sich die himmlische Palme und reicht ihre Datteln den Verschmachtenden herab. In den Christuslegenden ist konzentriert und stilisiert, was in den anderen Werken als fließender Unterstrom seltener hervortritt.

Das Vorstellungsgut, das zu dieser Anschauung gehört, ist teilweise heidnisches: von „Unterirdischen", bösen Geistern und der Meeriungfrau ist die Rede, der Berghund bellt durch den Wald, und das wilde Heer rast über die Tannen. So denken und sagen es wohl die Leute in Dalarne und am Löffee. Aber zugleich ist diese Art Mythologie doch durchaus urtümlich christlich: auch der Stern von Bethlehem, der zerrissene Vorhang im Tempel und die Finsternis bei Jesu Tode sagen doch, daß die toten Dinge wissen um das Geschehen unter den Menschen und in ihrer

erschütternden Sprache darauf antworten. Mit dem Menschen ängstet sich die stumme Kreatur und sehnt sich mit ihm und wartet mit ihm auf die Freiheit der Kinder Gottes.

Das also ist es, was vom Gedanken der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes übrig bleibt: natürliche Konsequenz, freiwillig gesuchtes Bußleiden, Antwort der Natur auf die Taten der Menschen? Nein, Selma Lagerlöfs Gott ist nicht ein rechnender Lohnherr und Richter, wie ihr Biograph gemeint hat, sondern er ist unbegreifliche und heilige Liebe, Liebe freilich, die gerade ihren Liebling mit allem bitteren Unglück schlagen kann, wenn dies der Weg seiner Sendung ist. So kennen wir Gott, denn Jesus starb am Kreuz. Die Dichterin hat in den Sagenkreis um Gösta Berling den Hauptmann Lennart hineingestellt, der unschuldig anstelle des bösen Sintram fünf Jahre im Gefängnis sitzt, endlich entlassen und voll Sehnsucht heimkehrend, durch einen tollen Narrenstreich der Kavaliere um Heim und Herd, um die Liebe von Weib und Kindern gebracht wird und zuletzt bei einer wüsten Schlägerei auf dem Jahrmarkt, Frauen und Kinder mit seinem Leibe schützend, erschlagen wird.

Dieser Hauptmann Lennart ist „der Gesandte Gottes". Als seine Frau ihm die Tür seines Hauses verschließt, zuckt ihm ein Gedanke durch den Kopf: In dieser Welt geschieht nichts ohne den Willen Gottes, nicht das Geringste. „Wohin willst du mich führen?" fragte er. „Ich bin eine Feder, die vor deinem Atemhauch dahinfliegt. Ich bin dein Spielball. Wohin willst du mich führen? Weshalb verschließt du mir die Tür zu meinem Heim?" Es sind die Armen, die Sündigen und Kranken, die Traurigen und Sterbenden, zu denen Gott den Heimatlosen führt. Den Einen hat er Trost gegeben, die Anderen hat er gedemütigt und gezähmt. Er hat Allen Gutes getan, und sterbend schützt er das Leben von Frauen und Kindern. Als es zu spät ist, ihn zu retten, erfahren die Seinen von seiner Güte und Unschuld und nehmen ihn versöhnt und mit Ehren auf. So ist Gottes Liebe: der Unglückliche kann ihr Sendbote sein, und gerade durch Unglück wird er vielleicht zu seiner Botschaft berufen.

Dabei ist die Religion Selma Lagerlöfs doch durchaus optimistisch: „Es wird schon recht, wenn man nur das Rechte tut", es muß gelingen, wenn man die Wege Gottes geht. Das ist der Grundsatz der Ingmarsöhne (Jerusalem), in denen sich der Dichterin eigne Weltanschauung spiegelt. Aber was ist recht, was heißt gelingen, und welches sind die Wege Gottes?

Es sind nicht die Wege der Frömmigkeitsübung — vielmehr bedeutet diese für die Wertung des Menschen gar nichts, wenn sie nicht aus aufrichtigem Herzen hervorgeht. Der böse Sintram, diese furchtbar eindrucksvolle Gestalt im Gösta Berling, ist bei all seiner Bosheit ein regelmäßiger Kirchgänger. Und ist doch so böse, daß er fast nicht mehr als das Böse, sondern als der Böse erscheint. Gerade den Kirchgang selbst macht er zum Ausdruck seiner Bosheit, wenn er im lachenden Hochsommer zu Schlitten und in Pelze gehüllt an der Kirche vorfährt, um Freude, Schönheit, Sommerglück zu verhöhnen und zu verneinen. Er ist es, der den Geiz anstachelt, der Zweifel in das gläubige Herz säet, der Verleumdung ausstreut, zur Rache aufreizt und allen chaotischen Mächten dienstbar ist. Er steht unter den Gestalten des Gösta Berling als ein Symbolon der verführerischen und zerstörenden Macht des Bösen in der Welt — und er ist ein treuer Kirchgänger. Aber er unterliegt auf allen Punkten, denn seine Wege haben mit Gottes Wegen gar nichts zu tun.

Welches sind Gottes Wege? In Dalarne wird ein neuer Glaube gepredigt, der zwar eigentlich durchaus der alte ist, nämlich die Gemeinschaft hilfreich brüderlicher Liebe im Geiste Jesu. Aber es tritt ein neues Agens hinzu, nämlich die Scheidung von denen, die sich der neuen Gemeinschaft nicht anschließen wollen und später die Auswanderung der Sekte in die heilige Stadt, nach Jerusalem. Ist das nun der Weg Gottes? Jene Menschen sind entbrannt von der Liebe zu Christus, sie wollen nichts als Gottes Willen tun, der vernehmlich, sinnlich vernehmlich zu ihnen spricht, sie suchen mit reinem Herzen ihrer Seele Heil. Eben darum finden sie es nicht. Mir ist fast, als habe Selma Lagerlöf hier das Jesuswort illustrieren wollen: „Wer seine Seele retten will, der wird sie verlieren." (Luk. 17, 33, aber wohl auch Matth. 16, 25 u. Par.) Indem die Sektierer den Weg des Heils zu gehen meinen, werden sie lieblos und treulos gegen Freunde und Verwandte, die sich ihnen nicht anschließen; indem sie in Jerusalem aus religiösen Gründen verschmähen, ihr täglich Brot zu verdienen, werden sie krank an Leib und Seele. Bei der Schulmeisters-Tochter Gertrud steigert sich die Christusliebe, die an die Stelle einer getöteten irdischen Liebe getreten ist, bis zum religiösen Wahn. Hier ist nicht Scheinheiligkeit, nicht Heuchelei, es ist das ehrliche inbrünstige Suchen nach dem Seelenheil, das nicht zum Frieden führt.

Auch diesmal können wir den Gedanken des Romans konzentriert und stilisiert, zu starkem symbolischen Ausdruck gebracht in einer der Christuslegenden wiederfinden. Der zwölfjährige Jesus sieht im Tempel zwei Säulen um eines Strohhalms Breite voneinander entfernt, und er hört: Wer zwischen ihnen hindurchgeht, der ist gerecht vor Gott. Ach wie brennend gern möchte er das sein, aber es ist ja unmöglich, da hindurchzugehen. Und er sieht eine bodenlos tiefe Kluft, über die als Brücke ein langes Schwert mit der Schneide nach oben gelegt ist. Man sagt ihm: Wer da hinüberkommt, geht ins Paradies ein. Wie brennend gern möchte er das, aber es ist ja unmöglich. Nun aber sind da im Tempel zwei Menschen in schwerer Bedrängnis, und sie erfahren, ihre Rettung sei so unmöglich, wie daß jemand zwischen den Säulen hindurch und über die Schneide des Schwertes gehe. Da vergißt das Christuskind, das diese Worte hört, seine Gerechtigkeit vor Gott und das Paradies und das Heil seiner Seele ganz und gar und ist nur noch erfüllt von dem heißen Wunsch den beiden Bedrängten zu helfen. Er wagt's, und — siehe: die Säulen lassen ihn hindurch, und die Schneide des Schwertes wird breit und fest unter seinem Fuß und trägt ihn hinüber. Die Rettung ist vollbracht; das Werk ist gelungen.

Damit wissen wir denn, was die Dichterin und ihre Ingmarsöhne unter den Wegen Gottes verstehen: das schlichte Handeln aus der Liebe zum Nächsten. Wer seine Seele vergißt um der Liebe willen, der wird ihr das Leben gewinnen. Und solchem Tun ist dann verheißen, daß es gelingen wird, und daß aus ihm das Rechte entsteht. Was heißt „gelingen" und „recht"? Schlechterdings nicht, daß die gute Tat dem Täter irgendwie zu äußerem Glück ausschlägt: Hauptmann Lennart, der Frauen und Kinder mit seinem Leibe deckt, wird erschlagen; dem Ingmar, als er die drei Kinder aus dem Hochwasser rettet, drückt ein treibender Balken die Rippen ein, woran er stirbt; sein Sohn, der in Jerusalem die Grabesschänder an ihrem grauenhaften Werke hindern will, verliert durch einen Messerstich ein Auge. Es fügt sich also gewiß nicht so, wie Menschen es wünschen. Aber dies ist das Entscheidende: mag der Ausgang für den Täter noch so verhängnisvoll sein — die reine Liebestat wird doch zu einer Quelle des Segens, die Menschenherzen befruchtet. Das ist ihr Gelingen: selbst wenn die Kinder nicht gerettet, wenn die Grabesschänder nicht endgültig gehindert worden wären, bliebe doch der Segen der Liebestat.

Diese frohe Botschaft der barmherzigen Liebe ist das spezifisch Christliche in Selma Lagerlöfs Religion, die nicht christozentrisch ist. Die Gestalt des Christus selbst spielt für ihre Menschen eine entscheidende Rolle nur, wo deren Frömmigkeit abwegig oder gar krankhaft wird: bei

Ebba Dohna (Gösta Berling) der zarten, frühgebrochenen Mystikerin, bei den Sektierern in Dalarne und Jerusalem, und besonders bei Schulmeisters Gertrud (Jerusalem), die in der leidenschaftlichen Hingabe an Christus Ersatz findet für verlorene irdische Liebe. Aber ungenannt und ungesehen steht der Künder der ewigen Liebe hinter den Idealgestalten der Ingmarsöhne, die sich aus der Verstrickung in Schuld und Schicksal immer wieder herausfinden, indem sie „einfach die Wege Gottes gehen". Die Sektierer in Jerusalem scheitern mit ihrem Heiligkeitsstreben an den harten Wirklichkeiten der Welt, an Fieber, Hunger, Not und Tod, Verleumdung und Verrat. Ingmar gesellt sich zu ihnen, um in Jerusalem ein schweres Unrecht, das er begangen, gut zu machen und „mit Gott ins Reine zu kommen". Und er, der kein verkrampftes Heiligkeitsstreben kennt, rettet die Kolonie und wird ihr zum Führer. Den Geblendeten zeigt er wieder die Würde schlichter Lohnarbeit, die vor Hunger und Krankheit bewahrt, den Verräter entlarvt er, er löst Schulmeisters Gertrud aus dem religiösen Wahn und führt sie zu ihrer irdischen Pflicht und Liebe zurück. Einäugig kehrt er nach Dalarne heim und hilft dort seiner jungen Frau durch unerschütterliche Güte aus schwerster Seelennot. So wird doch noch alles recht, weil er die Wege Gottes gegangen ist. Auf diesen Glauben hin haben die Ingmarsöhne das Leben gewagt, und durch diesen Glauben sehen wir wohl der Dichterin ins eigene Herz.

Frankfurt a. M. Else Zurhellen-Pfleiderer

Die Zeit der Zeitung

Gegenwartsprobleme des deutschen Journalismus 1

„Eine Herrin der Zeit, die die Öffentlichkeit zum Gesetz des Lebens erhob" — hat kürzlich ein hohen Reden durchaus abholder Chefredakteur eines großen süddeutschen Blattes die Zeitung genannt; Anlaß zu diesem Bekenntnis stolzen Berufsbewußtseins war bezeichnenderweise die Weihe eines Zeitungsturmhauses, das sich dem charaktervollen Profil der württembergischen Landeshauptstadt als ein neuer Zug einfügte. Und eine maßgebende Stelle der deutschen Presse, der Verein Deutscher Zeitungsverleger, erklärte in einem Bericht zur vorjährigen Tagung des Vereins: „Neben die großen Kulturgebiete der Religion, der Kunst und der Wissenschaft ist die Presse sozusagen als ein vierter gleichberechtigter Partner getreten. Die Zeitung ist nicht nur Hilfsmittel für andere kulturelle Betätigungen, sie ist ein selbständiger Teil der Kultur." Der in riesigen Dimensionen unternommene Versuch, zu dieser stolzen Parole die Illustration zu geben, war die Kölner Pressa. —

Bedarf es für die riesige Ausdehnung der Einflußsphäre der Zeitung in der neuesten Zeit noch irgendwelcher Zeugnisse? Hier nur eines für viele: Die im Jahre 1927 ins Leben gerufene Sonntagszeitung eines Berliner Großverlags für das Land hatte nach zwei Jahren — eine Rekordleistung auf dem Gebiet der Zeitungswerbung — über eine Million Abonnenten und Straßenkäufer, unter denen gewiß viele Zehntausende sind, die bis dahin nicht daran gedacht hatten, eine Großstadtzeitung zu halten. Ganz zu schweigen von dem, was die neuen staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Zeitung an tatsächlichem Machtzuwachs, an Legitimierung vor der breiten Öffentlichkeit, den im Journalismus tätigen Menschen an Hebung ihrer beruflichen und sozialen Lage gebracht haben.

Freilich, wer auf der „Pressa" eine Begründung jenes Anspruchs der Zeitung nicht allein auf geistige Großmachtgeltung im allgemeinen, sondern auch auf eine im eigentlichen Sinne kulturelle Großmachtleistung erwartete, kam nicht auf seine Rechnung. Zu sehr drängte sich die Presse als wirtschaftliches und technisches Phänomen in den Vordergrund, während die Zeitung als Ausdruck einer geprägten geistigen Haltung und eines zielstrebigen Kulturwillens lebendige Gestalt nicht gewonnen hatte. Zu einseitig stand die Zeitung als „Spiegel" des bunten Allerleis des Lebens vor dem Auge des Beschauers: — man hätte gern auch den geistigen „Motor" an der Arbeit gesehen und der Zeitung als geistiger Führerin und Erzieherin seine Huldigung dargebracht. Mag man zugeben, daß an diesem Punkt die engen Schranken besonders spürbar wurden, die einer Veran-Schau-lichung geistiger Vorgänge von der Kompliziertheit des journalistischen Schaffens notwendig gesetzt waren, so wird dadurch an der Tatsache einer bedauerlichen Lücke nichts geändert.

Der Versuch einer Erklärung muß tiefer greifen:

Die deutsche Zeitung befindet sich im Zustand einer Gärung, in dem sich der Zusammenprall zweier Geschichtsalter auswirkt. Die „Gesinnungszeitung" alten Stils mit ihrer charaktervollen Tradition steht am Ende einer stolzen Epoche. Ein veränderter Zeitungstyp steigt herauf und erobert das Leserfeld.

Merkwürdig ist die Entwicklung auf dem Gebiet des Politischen. Hier erlebten wir ja in den letzten zwei Jahrzehnten das Schauspiel, daß der anfängliche Siegeszug des partei- und gesinnungslosen „Generalanzeigers" schon bald von einer Phase abgelöst wurde, in der auch dieser Zeitungstyp aus Gründen, die in einer Wesensbestimmtheit des deutschen Volkscharakters liegen, sich gezwungen sah, politische Farbe anzunehmen, und daß dann das Nachkriegsjahrzehnt eine — mitunter bis zum Grotesken sich steigernde — Politisierung der Presse und des ganzen geistigen Lebens der Nation gebracht hat. Auf der anderen Seite scheint uns der Freiburger Zeitungswissenschaftler Professor Lic. Kapp mit Recht darauf hinzuweisen, daß hinter dieser politischen „Fassade" der deutschen Presse eine Schwerpunktsverlagerung sich vollzieht, die, vom Leser ihren Ausgang nehmend, die Politik in der Zeitung allmählich zu Gunsten anderer Leserbedürfnisse — Spiegelung des ganzen Lebens, insbesondere auch seiner menschlichen Seite durch die Presse, geistige Weitung, Ablenkung, Unterhaltung — zurückdrängt.

Das Gesamtzeitungsbild zeigt heute nicht nur eine äußere Auflockerung, durch die der „Artikel" und das Raisonnement seine Herrschaft mehr und mehr mit anderen, leichteren journalistischen Formen teilen muß, sondern auch eine innere Umlagerung, die dadurch bestimmt ist, daß in wachsendem Maß neben die Idee, das Überzeugungsmäßige, die einfache Tatsache tritt, neben die Bildung von Urteil und Willen die Unterhaltung, neben und zum Teil an die Stelle des inhaltlich Werthaften im kulturellen und sittlichen Sinn das Wertneutrale, aber auch das Wertwidrige in Form des Erregenden, Prickelnden, der Sensation.

Wir betonen zunächst, daß man u. E. dieser tiefgreifenden Wandlung nicht gerecht wird, wenn man sie sogleich und ausschließlich unter negativen Vorzeichen sieht. Die alte (politische und kulturelle) „Gesinnungszeitung" war etwas steifleinen geworden — eine Auflockerung, Belebung konnte ihr am Ende nichts schaden. Vor allem aber: der geistige Markt zeigt eine veränderte Bedürfnislage. Es ist einmal Tatsache — wir folgen hier neben eigenen Beobachtungen den ausgezeichneten Ausführungen Professor Lic. Kapp's über die Bildungstendenzen der Zeitung von heute (Pressa-Sonderheft des „Archivs für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik") —, daß neben anderen Faktoren das mechanisierte Arbeitsleben der Gegenwart und der Rhythmus der Großstadt ein offenkundiges, starkes Verlangen der Zeitungsleserschaft nach möglichst leichter, unproblematischer Unterhaltung geweckt hat; es wird Sache der neuen gestaltenden Volksbildung

sein, die darin liegende Bildungsnot klar zu erfassen und in unerbittlichem Wirklichkeitssinn Wege zu ihrer Überwindung zu suchen. Dazu kommt nun aber dies Andere: es ist in den Menschen von heute ein starker, fast elementarer Zug herrschend geworden, das Leben in seiner ganzen Spannweite zu umfassen, seine unglaubliche Fülle zu greifen, insbesondere die vom Alltag abseits liegenden fernen Bezirke, halb neugierig, halb ehrfürchtig, zu durchwandern. Damit verbindet und mischt sich vielfach ein neuerwachter Sachlichkeitswille und Wirklichkeitssinn, der auch an die Nacht- und Krankheitsseiten des Lebens, an seine unbedeckten Abgründe herangeführt sein will. Kapp spricht von einem „Sachfanatismus". Ein brünstiger Glaube an das Leben in seiner wirklichen, durch nichts verhüllten Gestalt wird hier spürbar. Wer wollte verkennen, daß diese seelischen Massenbedürfnisse, richtig verstanden und gelenkt, auch neue Anknüpfungspunkte für ein geistig und sittlich aufbauendes Wirken der Presse bieten!

Aber freilich, Segen und Fluch liegen hier nahe beieinander. Man braucht kein Wort darüber zu verlieren, daß jene Publikumstendenzen leicht ableiten können und in zahlreichen Fällen tatsächlich ableiten in die Jagd nach dem Neuen und Erregenden um seiner selbst willen, in die Unlust zu jeglicher Gedankenarbeit, in die Unfähigkeit, in die Dinge wirklich hineinzugehen, ja, daß schließlich der Zeitungsstoff zur Füllung für sonst tote Stunden herabsinkt und darum in steigendem Maß nur nach den groben und gröbsten Reizen gegriffen wird.

Dies ist die seelische Lage, die die Zeitung im modernen Lesertyp heute weithin vorfindet. Und hier stehen wir nun vor der Tatsache einer weiteren tiefgreifenden Umgestaltung. Die alte „Gesinnungszeitung" fühlte sich als Beraterin, Bildnerin, Führerin einer in sich geschlossenen Lesergemeinde zu einer Welt objektiver Werte und Ideale. Heute sind die alten Wertetafeln zerbrochen, das Neue aber steht noch nicht klar und überzeugend am Wege. Die Zeitung aber, dieses nervösteste Organ der Zeit, muß diesen Bruch bis in seine letzten, vielleicht verborgensten Ausstrahlungen spüren, an sich selbst erleiden. Zugleich hat die zwangsläufige kapitalistische Entwicklung des Zeitungswesens, die gesteigerte Bedeutung des Lesers in der Kalkulation des Zeitungsunternehmens, das viel stärkere Fluktuieren des Publikums, das vermehrte Schwergewicht der anonymen zeitunglesenden Masse eine gesteigerte Abhängigkeit der Zeitung von der Leserschaft geschaffen. Für die in der Zeitung tätigen Menschen hat die „Dämonie" der Wirtschaft ernste Gefahren für die Freiheit ihres geistigen Schaffens mit sich gebracht. Daß all dies zusammen Kraft und Willen der Presse zur geistig-sittlichen Führung, zur Kritik am Zeitgeist, zur Ausübung volkserzieherischer Funktionen lähmen mußte und in der Tat gelähmt hat, bedarf kaum näherer Beweisführung.

Und darin liegt nun der eigentliche Ernst der gegenwärtigen Lage. Die innere Abhängigkeit von der Leserschaft, wenn sie nicht ihr Korrektiv im Führungswillen der Zeitung findet, führt mit Notwendigkeit — das amerikanische Beispiel hat dies anschaulich gemacht — zur Nachgiebigkeit auch an die zerstörenden Instinkte des Publikums, an das triebhaft Ungebändigte, mindestens zu Übertreibungen und Geschmacklosigkeiten. Man kann nicht verkennen, daß in dem letzten Jahrzehnt der Sensationsjournalismus in seiner üblen Form — eine Erscheinung, die man vordem ein wenig pharisäisch anderen Ländern überlassen zu können glaubte, — auch in der deutschen Presse Boden gewonnen hat. Es erschien uns für die hier skizzierte Lage kennzeichnend, daß unlängst der Leiter einer deutschen Zeitung von Rang, als er im Rahmen eines Vortrages auf das Problem der Sensation zu sprechen kam, nicht etwa unter dem Gesichtspunkt der Zeitungsaufgabe, der ethischen Zeitungsführung innere Kriterien für die Lösung dieses Problems herausstellte, sondern ganz einfach das Schiedsamt dem Lesergeschmack übertrug.

Noch einmal: wir verkennen wahrlich nicht die wirtschaftlichen Schicksalhaftigkeiten, in die diese geistigen Probleme des deutschen Journalismus heute mehr denn je, fast unentrinnbar, hineingestellt sind. Wir übersehen auch nicht die in der Sache liegende Spannung, die zwischen der passiv-rezeptiven, verarbeitenden und der aktiv-führenden, gestaltenden Tätigkeit der Zeitung besteht und bestehen muß. Und vor allem: wir wissen, wie viel in der Praxis des Zeitungslebens in alten und neuen Formen auch heute noch an Führungswillen und volkserzieherischen Energien lebt. Eine Reihe wirklicher Charakterzeitungen — dies nicht nur im politischen, sondern auch im sittlichen Sinn — stehen auch heute noch vor uns, die „ihre Meinung" zu den Fragen des nationalen und sozialen Ethos, zu dem Ringen der gesunden und kranken Kräfte im Volksleben ungeschminkt sagen, die auch da, wo die Albernheiten vom Jahrmarkt des Lebens in die Zeitung hereindrängen und Konzessionen fordern, ihr kritisches Amt nicht vergessen. Unendlich viel guter und bester Wille, der um die zeitgemäßen Formen des Wirkens ringt, viel „gläubige Herzen" sind in unseren Redaktionsstuben lebendig. Viel Dienst an der Volksseele geschieht, viel Beratung und Pflege, die vielleicht nicht immer den stolzen Anspruch auf „Führung" erhebt, aber tatsächlich doch vorangeht, gestalten, zurechtbringen, gesundem Wachstum Bahn machen will. Hierher gehört auch die Eindringlichkeit, mit der von den berufenen Führern der deutschen Zeitungswelt und der großen Presse-Berufsverbände die Losung von der sittlichen Verantwortung dessen, der die Feder führt, immer wieder ausgegeben wird, und wie Alles geschieht, um diesen Grundsatz auch in der Praxis des Zeitungslebens unverrückbar fest einzurammen. Wir denken z. B. an den mutigen Kampf um die Freiheit der Pressekritik und die Bemühungen um die Integrität und Unabhängigkeit des Journalistenstandes überhaupt, wie sie in dem Vertragswerk der deutschen Presse vom Jahre 1926 ein dokumentarisches Ergebnis gefunden haben. Und wer wollte verkennen, was auf diesem Gebiet der geistigen und sittlichen Hebung des Journalistenstandes tatsächlich erreicht worden ist!

Aber daß all dieses edle Wollen heute von verschiedenen Seiten her umdroht ist, daß die Front da und dort bereits Einbruchsstellen zeigt, daß die wirtschaftlichen Krisen, denen Deutschland entgegengeht, neue Gefahren in dieser Richtung in sich bergen, wer wollte dies bestreiten! Es kann in dieser Lage nicht zweifelhaft sein: der Weg zur Überwindung von Entartung, zur Erhaltung von Geist und Würde des deutschen Journalismus, auch in neuen Formen, zur Aufhöhung der Presse in einem weiten und freien Sinn geht über die immer neue Stärkung des kulturellen und sittlichen Führungswillens der Zeitung und der in ihr tätigen Menschen.

Er geht aber vielleicht mehr noch — dies liegt in dem oben Gesagten — über die Selbstbesinnung der Leserschaft. Dies sollten diejenigen bedenken, die so gern und mit so billigen Gründen „die Zeitung" um ihres Zuges zum Sensationellen, Prickelnden, Seichten willen schmähen und vergessen, daß für diesen Zug der Zeitung in entscheidender Weise der Zug der Zeit und — der Zug des Lesers verantwortlich, jedenfalls mitverantwortlich ist. Es kann beispielsweise keinem Zweifel unterliegen, daß es im Fall der Kranz- und Hußmann-Prozesse zu einem guten Teil das rasende Interesse des Publikums war, das den Zeitungen eine so ausgedehnte und leider vielfach das Sensationelle dick unterstreichende Berichterstattung — abnötigte. Der Leiter einer großen Zeitung, die bemüht ist, die Redaktionsführung unter den Gesichtspunkt journalistischer Verantwortung zu stellen, wußte kürzlich hierfür ein sehr bezeichnendes Erlebnis zu erzählen. Ein Leser beschwerte sich bei der Redaktion, daß

die Zeitung über interessante Prozesse so zurückhaltend berichte; um seine weitergehenden Bedürfnisse zu befriedigen, sei er gezwungen gewesen, sich während des Krantz-Prozesses an der Straßenverkaufspresse schadlos zu halten. Das heißt also: diejenige Zeitung, die im Bewußtsein ihrer Verantwortung gewissen Leserinstinkten trotzt, läuft Gefahr, daß ihr die Leser davon laufen. Otto Groth hat darum Recht, wenn er in seinem Standardwerk über die Presse den Satz prägt: „Pressereform ist Publikumsreform." Es sollten sich dies insbesondere auch diejenigen Leser gesagt sein lassen, die zwar selbst „Gesinnung" zu haben glauben, aber den tausend Bedrohungen, die heute das öffentliche Gewissensamt der Zeitung umlauern, zuschauen, keine Hand rühren, um den Vielen, Vielen in den Redaktionsstuben, die von der Verantwortung ihres Berufes durchdrungen sind, ein wirklich aufbauendes Wirken möglich oder doch leichter zu machen. Also: auf den Leser kommt es an. Er kann sich der auf ihm liegenden Mitverantwortung nicht entziehen.

So ist es eine Lage von forderndem Ernst, die in den sich mehrenden Zeitungshochhäusern unserer Großstädte — neben den Türmen der Kirchen — ihren symbolhaften Ausdruck findet. ... Wir leben in der „Zeit der Zeitung"!

*

Es war eine geschichtliche Stunde, weil ein Durchbruch männlichen Wirklichkeitssinns, eines „gläubigen Realismus" an entscheidender Stelle, als Männer, die die Wahrung des religiösen Erbes und der Güter christlicher Volkskultur als ein Lebensinteresse des Volksganzen erkannten, den ersten Schritt in die „Zeit der Zeitung" hinein taten. Man weiß, daß auch hier das Jahr 1848 einen Einschnitt bildet. In einem doppelten Sinn: Die tiefen Eindrücke, die das revolutionäre Geschehen, insbesondere auch die Macht der soeben von drückenden Fesseln befreiten politischen Presse in den christlichen Volkskreisen hinterließ, gaben bekanntlich einen entscheidenden (nicht den ersten) Anstoß zur Schaffung einer religiösen Presse. Gleichzeitig rückte aber nun auch die politische Tagespresse selbst als ein Feld, das der Bearbeitung harrte, in den Gesichtskreis. In der Persönlichkeit und in dem Programm Johann Hinrich Wicherns, der als Genius der evangelischen Publizistik noch viel zu wenig bekannt und gewürdigt ist, liegt die kraftvolle, der Zeit weit voraneilende Initiative für Beides: den Aufbau einer im engeren Sinn religiösen Publizistik und die organisierte Mitarbeit an der Tagespresse — beides gedacht als Dienst des „heilserfüllten Volkes" am „heillosen Volk". Es ist erstaunlich, rückschauend heute festzustellen, wie weit und wie unvoreingenommen Wichern diese Arbeit anfaßte. In seiner Denkschrift, an der Stelle, wo er die Aufgabe der Inneren Mission erörtert, die schlechte Literatur in Leihbibliotheken und Lokalblättern durch gute zu verdrängen, führt er aus, „daß an dieser Stelle nicht die erbauliche und kirchliche Literatur im engen Sinn gemeint ist als vielmehr das volkstümlich gesunde, belehrende, erfreuende und unterhaltende Wort, das auch dann schon dem Zweck der Inneren Mission entspricht, wenn es nur nicht wider das Evangelium ist". Ein andermal widmet er den Redakteuren der Tagespresse die folgende verständnisvolle Würdigung (1871):

> Dennoch aber haben wir zu der Mehrzahl dieser Pressewelt ein besseres Vertrauen und meinen, es komme vielfach doch nur auf Verständigung an, da man es hier mit gebildeten und vielfach auch tüchtigen Männern zu tun hat, die die Freiheit lieben, an die auch wir appellieren, und die Bildung, von deren Standpunkt wir ausgehen. ... Zeigen wir uns aber als das, was wir sind, als die wirklich Freien, Unbefangenen und Großen und vertrauen wir dem Geist der vollen Wahrheit, ob nicht dennoch hier eine Einigung zu finden wäre, ohne daß wir gleich an die Gründung neuer Zeitungen denken! Vertrauen wir dem Geist der Wahrheit in so vielen, wenn auch uns, jedoch nur persönlich, abholden Männern, ob nicht auch bei ihnen Vertrauen wiederum Vertrauen weckt, ob es nicht dennoch möglich werden wird, auch sie in ihrem Maße als Mitarbeiter in einem so großen nationalen und internationalen Werk zu gewinnen.

Es gehörte ein unbestechlicher Gerechtigkeitssinn, eine große Objektivität und Mut dazu, in einer Zeit, wo die tonangebende Presse in der Regel ein starkes Ressentiment gegen die Kirche zeigte, ein solches Zeugnis abzulegen.

Auch beachte man an diesem in seiner Art klassischen Wort, wie hier die seitdem unzählige Male — und nicht immer von Berufenen — ausgegebene Losung der Gründung „evangelischer Tageszeitungen" freundlich abgewiesen und unvoreingenommene vertrauensvolle Zusammenarbeit mit der bestehenden Presse gefordert wird. Man weiß im allgemeinen zu wenig, daß Wichern auch die ersten Schritte getan hat, um dieses evangelische Presseprogramm in die Wirklichkeit überzuführen. In einem Rundschreiben vom 5. 7. 1848 fordert er die Agenten der Inneren Mission dringend auf, mit den Redaktionen der größeren und kleineren Tageszeitungen Verhandlungen aufzunehmen und ihnen Stoff anzubieten. „Denn es kann nur für ein Krankheitssymptom erachtet werden, daß auch unsere allgemein gelesenen Blätter nur politische und weltliche Dinge besprechen, während alle Artikel, die irgend kirchliche Fragen in wahrhaft kirchlichem Sinn berühren, in andere ... Journale flüchten müssen." „Man hat — sagt er 1852 — auch schon sichtbare Früchte dieser Bemühungen geerntet, die erneut zeigen, daß die Herrschaft des zerstörenden oder auflösenden Geistes gerade damals oft viel weniger ihren Grund hatte in der eng geschlossenen Verbrüderung verderblicher Kräfte als vielmehr in der Feigheit oder Schlaffheit der Bessergesinnten."

Es hat Jahrzehnte gedauert, bis diese zukunftsreichen, keimkräftigen Ideen in weiteren und in den maßgebenden evangelischen Kreisen Wurzel schlugen.

Doch es ist hier nicht der Ort, dem geschichtlichen Werdegang des evangelischen Pressewesens nachzugehen, zumal für die religiöse Presse sowohl wie für den Dienst an der Tagespresse (hier trotz der Fundgrube wertvollen Materials, das insbesondere zahlreiche ältere Jahrbücher des Hallenser Preßverbands bieten) zusammenhängende und zugleich wissenschaftlich fundierte Darstellungen so gut wie völlig fehlen. Es mag einmal ausgesprochen werden, welche immer erneut schmerzlich empfundene Lücke hier in der neueren Kirchen-, Literatur- und Pressegeschichte klafft.

Das Jahr der „Pressa" 1928 war auch für das evangelische Pressewesen ein Jahr der Bewußtwerdung, der Selbstbesinnung auf das eigene Wesen, der Klärung der eigenen Aufgabe. Blickt die religiöse Presse im Typus des „Sonntagsblatts" auf eine gerade etwa 100 jährige Geschichte zurück, so hat die organisierte Mitarbeit an der Tagespresse durch besondere evangelische Preßverbände erst drei Dezennien durchlaufen.

Von tiefeinschneidender Bedeutung war das letzte Jahrzehnt (1918—28). Das evangelische Pressewesen wurde hineingezwungen in den stürmisch vorwärtsdrängenden Strom des öffentlichen Lebens, der kulturpolitischen Bewegungen und Entscheidungen. Dadurch erweitern sich Blickfeld und Wirkungsbereich. Die Losung „evangelische Kulturpolitik" durch die Presse und mit der Presse steigt empor. Ältere Linien der Arbeit treten zurück, neue Fragestellungen und Aufgaben an ihre Stelle. Als dann das Beben der Nachkriegs- und Inflationsjahre einer gewissen äußeren und inneren Beruhigung wich, drängten neben den kulturpolitischen die im eigentlichen Sinn journalistischen Probleme mit Macht in den Vordergrund. Die journalistische Schulungsarbeit wird wieder mit Nachdruck aufgenommen. Die praktische Mitarbeit an der Tagespresse wird ausgebaut. Man folgt der Presse auf das Gebiet, wo ihre eigenen Probleme liegen, und nimmt an ihrer wissenschaftlichen und praktischen Lösung Anteil. Ja, man erkennt, daß auch die evangelische Publizistik ein Objekt der Wissenschaft ist,

daß hier ein Neuland planvoller Erschließung harrt. Hatte das große Sterben im Blätterwald in den Tagen der Inflation recht eigentlich zur „Entdeckung" des evangelischen Schrifttums geführt, so wird nun der Besitzstand wissenschaftlich erfaßt, Profile und Typen werden herausgearbeitet. Die zeitungskundliche und pressewissenschaftliche Ära des protestantischen Pressewesens beginnt.

Dazu bringen die Jahre nach dem Krieg einen reichen organisatorischen Ausbau. Im Jahre 1918 tritt der Verband der deutschen evangelischen Sonntagspresse als ein Fachverband für Schriftleiter der religiösen Volkspresse ins Leben. 1919 gewinnt das gesamte evangelische Schrifttum: die im Evangelischen Preßverband für Deutschland (E.P.D.) seit 1910 zusammengefaßten Evangelischen Preßverbände, die Sonntagspresse, die Gemeindeblätter, aber auch Kirchenzeitungen, Fachblätter usw. eine Zusammenfassung im Deutschen Evangelischen Pressetag, der im vergangenen Jahre zum dritten Male in Köln versammelt war. Die Stockholmer Bewegung brachte dann die Weitung ins Internationale: es war doch eine deutliche Anerkennung des von deutscher Seite Geschaffenen, daß der Vorsitz in der Internationalen Christlichen Pressekommission einem Deutschen übertragen und damit auch die Geschäftsführung nach Deutschland verlegt wurde.

So sind heute eine Reihe konzentrischer Ringe um den Mittelpunkt, den Evangelischen Preßverband für Deutschland, gelegt. Das Ganze ist ein Kräftesystem, dem das Miteinander und Ineinander immer neue gegenseitige Befruchtung und ein hohes Maß von Einheitlichkeit in der Wirkung gibt. Alle diese Tendenzen, Impulse, Energien verbinden sich, lösen sich ab, schneiden sich auch mitunter. — So tritt heute das evangelische Pressewesen den Zeitungshochhäusern unserer Großstädte gegenüber, bereit, seine Sendung in dieser geschichtlichen Stunde zu erfüllen.

Berlin Martin Plieninger

Noch einmal Hasenclever

Vgl. 1928, 23, 1154. 24, 1204 f. 1929, 1, 48 f.

Eigentlich wollten wir auf die Affäre Hasenclever nicht noch einmal zurückkommen. Höchstens in dem sehr erwünschten Fall, daß uns der ganze Mann und Dichter Hasenclever von einem Kundigen treffend vor die Augen gemalt würde (was wir uns heute noch vergeblich wünschen). So blieb auch die folgende Zuschrift liegen. Nun merkte ich neulich, daß das Stück noch immer gegeben wird. Und ein Wort, wie das folgende, aus der akademischen Jugend heraus, hat als solches auch seinen Wert. Endlich bleibt fraglich, ob wir aus dem ganzen Vorgang schon genug gelernt haben. Also drucken wir es und hoffen auf das Interesse unsrer Leser. D H

Die erste Entrüstung über Hasenclevers Komödie hat sich gelegt; auch die Theologenwelt ist ruhiger geworden und kann versuchen, objektiv ihre Stellung zu begründen. Zugleich sollen die folgenden Zeilen aber auch eine Anregung sein, wie der Fall Hasenclever praktisch in der Gemeindearbeit zu behandeln sei, und zwar in durchaus aufbauender Art und Weise, indem nämlich den Christen gezeigt wird: So soll Euer Gottesbild nicht sein.

Es handelt sich also um die Darstellung Gottes auf der Bühne, wie sie Hasenclever fordert. — Es muß vorwegnehmend gesagt werden, daß auch unsere höchste Gottesvorstellung stets in Gefahr ist, einige anthropomorphe Züge in sich aufzunehmen: das hängt damit zusammen, daß wir die Wasser des Absoluten nur in den irdenen Schalen des Relativen schöpfen können. Dadurch entsteht anderseits auch wieder die große Gefahr, daß wir Gott Dinge andichten und zusprechen, die, obwohl uns oft unbewußt, mit Jesu Gott des Neuen Testaments nicht zu vereinen sind. —

Das Gottesbild des Dichters ist, wenn es dasselbe sein soll, das er mit dem „lieben Gott" bezeichnet, nicht das des Neuen Testaments. Ein willenloses Werkzeug menschlicher Wünsche ist nicht der Gott des Christentums. Sollte es nicht der Gott Hasenclevers sein, sondern die sogenannte „Betriebsleitung", wie im „Querschnitt" 15. Jahrgang Heft 1 S. 56 Paul Wiegler betont wissen will: warum nennt Hasenclever dieses Wesen, das auf der Bühne lächerlich gemacht wird, dann noch den „lieben Gott"? Es soll also wohl doch Gott sein, der so anthropomorph gezeichnet dargestellt wird.

Wie soll sich jeder Christ und Theologe — beides ist ja eins, und es ist nicht vornehm, die Theologen als zänkische Schutzgarde besonders zu nehmen (siehe den Artikel des Querschnitt) — zu der Darstellung verhalten?

Es ergeben sich mehrere Möglichkeiten:

I. Einerseits erkennen wir, daß solch ein Götze nicht der christliche Gott ist; er läßt uns als solcher kalt, denn ein derartiges Zerrbild darf uns nicht treffen können (sollte es jedenfalls nicht!). Das ist der Standpunkt des Herrn Pfarrers Fricke, der sich, speziell vom reformiert-barthianischen Aspekt aus gesehen, sehr wohl religiös rechtfertigen läßt.

II. Anderseits können wir uns auch wieder dieser Verzerrung entgegenstellen; denn sie heißt „Gott"! Nicht Zeus, nicht Indra, sondern Gott. Mit der Darstellung Gottes trifft der Dichter freilich den Popanzgott menschlicher Wünsche, er trifft aber ebenso den Vater Jesu Christi, und das ist das Bedauerliche: das Schillern! Das Unehrliche, Lügnerische, Zweideutige ist es gerade, das so viel berechtigt-ehrliche Wut und Entrüstung über dieses Machwerk hervorgerufen hatte: der falsche Gott beschmutzt den echten! Beweisend wollen wir uns klar werden darüber.

1. Gottes Majestät wird beleidigt, seine Güte und sein Geberwille beschmutzt a) durch die unlautere Tat des Dichters an sich, b) durch den Einfluß, den sie hervorruft. Ein Theaterstück ist dazu da, daß möglichst viele Leute es kennen lernen; so werden diese verseucht durch die böse Tat Eines.

2. Wir schädigen die Frömmigkeit und Gotteserkenntnis, wenn wir bewußten Christen nicht dagegen einschreiten.

Denn a) sonst setzt ein großer Teil der Hörer unbewußt voraus, daß wirklich der Gott Jesu und der Hasenclebersche Götze gleich sind, weil sie ja nicht auf den Unterschied aufmerksam gemacht werden. Viele Christen sind so entkirchlicht, daß sie das annehmen können, und der Dichter denkt nicht daran, ihnen diese Unkenntnis zu nehmen. b) Durch unsere Nachlässigkeit verstärken wir jenen Glauben noch.

Also aktiv oder passiv kann unsere Stellungnahme sein; was kann man Kritisches zu ihr sagen?

Zu 1.: So hoch und hehr Gott ist, er ist doch auch, und darauf hat Herr Professor Foerster hingewiesen, der Gott, den wir um leibliche Güter bitten dürfen; ich denke nur an die vierte Bitte des Vaterunsers und an die Auslegung des ersten Artikels in Luthers Großem Katechismus. Ich glaube nun, eine einseitige Verkennung der Wirklichkeit bei Herrn Pfarrer Fricke konstatieren zu dürfen, wenn er das Schwierige, Problemhafte übergeht, welches darin liegt, daß die Übergänge fließend sind zwischen dem Gott, den wir um Erfüllung unserer Wünsche bitten dürfen, und dem, dem wir in unbescheidener Haltung um all und jedes eudämonistische „Glück" in den Ohren liegen und den wir letztlich durch unser Geschrei beeinflussen zu können meinen.

Zu 2.: Aber auch die zweite agressiv-aktive Stellungnahme birgt Gefahren. Christen können sich hier in der Wahl ihrer Mittel zum aktiven Kampf sehr vergreifen und die Gegner, die nur darauf gewartet haben, zu selbstüberzogenen Märtyrern stempeln. Es stehen in solchem Falle folgende Mittel zur Verfügung: die Verhinderung einer derartigen Gottesdarstellung geschieht a) durch äußeren Zwang, der sich — brutal terrorisierendes Vorgehen fällt für uns aus — in gerichtlichem Vorgehen äußert, oder b) durch Einfluß auf administrativem Wege, sei es durch Herantreten an den Kultusminister, eine Stadtbehörde oder an die Theaterdirektion selber.

Beidesmal handelt es sich um einen zwar legitimen, aber letztlich doch gewaltsamen Weg: man will den Gegner kraft der Machtbefugnisse, die man hat, zwingen.

Möglich wäre nun noch der Weg der friedlichen durchdringenden Gegenarbeit, der sich auf Gegenverkündigung und besseres Handeln beschränkt. Nicht für den ersten, letztlich resignierenden, sondern für den zweiten, tätigen Weg möchte ich mich entscheiden; muß dabei aber eine durchgreifende Kritik an der Wahl der Mittel vornehmen.

Wenn die Kirche ein Machtmittel, sei es legitim oder illegitim, blutig oder unblutig, anwendet, so kann sie die Menschen wohl zwingen zu einer äußerlichen Änderung ihrer christlichen Haltung, aber nicht zu einer innerlichen Herzensänderung. Scheiterhaufen bekehren nicht zu Gott: auch literarische nicht!

Und so muß ich gegen solche Protestversammlungen, die nach der Meinung auch von Herrn Professor D. Foerster die Behörden beeinflussen sollen, mein stärkstes Mißtrauen bekunden, denn den unchristlichen Stadträten täte eine Bußpredigt mehr not, als das Pochen auf ihre christliche Gesinnung, die sie weder zu zeigen willens sind, noch von den anderen Leuten erzwingen können. Und dadurch, daß wir uns hinter unser Recht verschanzen, überzeugen wir nicht: das ist kein Vorleben! Das eigentlich juristische Verfahren fällt meines Erachtens sowieso weg; denn durch Gotteslästerungsparagraphen kann man das Sündigen wider den Heiligen Geist nicht austreiben; da steht ein Jeder persönlich vor seinem unerbittlichen Richter.

Es bleibt also nur noch die friedliche Gegenarbeit, die neue Menschen schaffen soll, so daß die Leute aus religiösen Gründen auf derartige Skandalstücke von selber verzichten. Wir können, wo das Stück nun einmal bekannt ist, die Lage umdrehen und betonen: So sieht der falsche Gott aus; dort steht er, ein warnendes Beispiel; und können von Jesu Gott erzählen, auf Kanzeln und Pulten, in Kirche, Bibelstunde, Schule und Haus! Hinweisen sollte man auf das resignierende Göttlein des Dichters und Jesu Vater; den Leuten würde der Unterschied schon klar werden! Dann werden die Protestversammlungen zu Evangelisationsveranstaltungen! In ruhiger, freundlicher, überlegener Art und Weise können wir aus dem Negativen heraus positiv werben: so schafft ein Übel, das das Böse will, Gutes, denn es feuert unsere Theologen an und gibt ihnen eine glänzende Handhabe, ein Demonstrationsmittel, ein Beispiel, das sie den Gemeindemitgliedern vor Augen halten können *)!

Was die Stellung der Literaten zu dem kirchlichen Vorgehen angeht, so ist uns das oben erwähnte Heft des „Querschnitt" ein Beispiel. Einmal macht man sich über die Kirche lustig, weil sie Ideen und Lebensüberzeugungen gewissermaßen mit dem Stock einbläuen will, wie ein schlechter Schulmeister. Und dann folgt ein geschickter, aber nicht feiner Zurückzieher: einmal seien schon Stücke passiert, wie „Liliom", gegen die man nicht Sturm gelaufen wäre — als wäre das ein Grund, den Kampf weiterhin zu unterlassen — sodann zieht man Parallelen mit dem Faust!!! — auf den Grundcharakter einer Dichtung kommt es an, nicht auf Worte — und schließlich meine Hasenclever mit seinem „lieben Gott" nicht den Herrgott, sondern sein summum ens realissimum sei die sogenannte „Betriebsleitung"! Mag das sein: Der „liebe Gott" des Stückes erweckt den Anschein, den ganz festen und sicheren, unser Herrgott sein zu wollen, und wenn wir mit friedlichen Durchdringungsmitteln in einer Art christlichen Überzeugungsgegenkampf uns dagegen wehren, so kann uns das wahrlich kein Mensch übelnehmen, solange wir mit fairen Waffen kämpfen.

Halle-Magdeburg Julius Bergwald

*) Das große Hindernis einer glücklichen Beeinflussung des Repertoires der Theater, Kinos usw. ist und bleibt, daß wir nicht die Personen sind, welche die Theater, Kinos usw. füllen. Dieser Tatsache steht man ratlos gegenüber. D H

Jon Svensson

„Sonnentage", „Auf Skipalon" (beides Jugenderinnerungen auf Island), „Aus Island" (noch ein Jugendabenteuer und Allgemeines über Island, dies letztere im Ton etwas ins Pathetische vergriffen), „Nonni" (gefahrvolle Überfahrt nach Kopenhagen auf einem Segelschiff), „Die Stadt am Meer" (Kopenhagen), „Abenteuer auf den Inseln" (Seeland und Fünen). Die Bücher sind alle bei Herder in Freiburg erschienen. Geb. 1.80 bis 4.80 M. Eine Erzählung („Nonni und Manni") wird noch vom Habbelschen Verlag in Regensburg angezeigt.

1

Diese netten harmlosen und liebenswürdigen Jungengeschichten verraten etwas von der seltenen und sonst nicht immer angenehmen Kunst, es allen recht zu machen. Svensson erzählt von seinen Jugendabenteuern, als er noch der kleine Nonni, der Bruder des noch kleineren Manni war, und man muß schon sagen, daß er nicht wenig zu melden hat. Schneesturm, Verschüttung, Verirrung, Eisbärenkämpfe, Forellenfang, schwierige Pferde, Jungenkämpfe, Entführung durch Zigeuner, Zusammentreffen mit Achtern, ziemlich alles, was vorkommen kann.

Der moderne Pädagoge bemerkt mit Befriedigung, daß die altisländische Erziehungskunst, die die Kinder in möglichster Ungestörtheit aufwachsen läßt, noch einigermaßen in Brauch ist. Aber der altgläubige Schulmeister kommt erst recht auf seine Rechnung. Denn die wundervolle Freiheit dieses Aufwachsens in Luft, Licht und Frost ruht auf einer handfesten Bauernfrömmigkeit, die nur aus ihrem derben Vorsehungsglauben einige praktische Schlüsse zieht. Und außerdem ist hier einmal ein abenteuerlicher Junge hingestellt, der frisch und froh ist, ohne auch nur eine Spur von dem in letzter Zeit stark hofierten ungezogenen Rangen und Lausbuben an sich zu haben. Die Gutwilligkeit und Gutartigkeit Nonnis geht vielmehr bis ins Beängstigende und streift bei aller Abenteurerlust so nahe an den unwahrscheinlich frommen Musterknaben, daß man sich der Vorstellung schwer entschlagen kann, die Erinnerungen, deren Echtheit der Verfasser stark betont, seien durch ein nachträglich in ihm aufgewachtes pädagogisches Interesse nun doch einigermaßen gefärbt. Schließlich wird den älteren Pädagogen auch die Sprachführung des Buches freuen. Die außerordentlich eindringliche Langsamkeit der Erzählungsweise macht das Dargestellte auch dem kleinsten Jungen verständlich und wirkt manchmal seitenweise wie aus einem Lehrbuch der deutschen Sprache ausgeschrieben. „Meinst du nicht auch, Manni?" — „Ja, Nonni." Es hängt das wohl damit zusammen, daß der Verfasser, der, wie er selbst erzählt, die meiste Zeit seines Lebens unter Deutschen verlebt hat, seine Bücher gleich deutsch geschrieben hat. Man hört überall die wohlbeherzigte Grammatik mit heraus.

Mit besonderer Teilnahme wird jeder Freund der altisländischen Saga die kleine Geschichte von der „Wala" (in den „Sonnentagen") lesen. Daß unter den Isländern die Gabe der Erzählung sich als besondere Volksbegabung noch heute erhalten hat, erfahren wir von manchen Besuchern des Landes, die seiner Sprache mächtig sind. Daß auch der Sagamann selbst, der von Gehöft zu Gehöft zieht, noch nicht ausgestorben ist, wissen wir aus anderweiten neuisländischen Erzählungen *). In unserm Buch ist er mit der Wala verschmolzen, der weisen Frau, von deren Stellung und Auftreten in der älteren Zeit man sich aus der Saga ein recht gutes Bild machen kann **). Die Wala hier bei Svensson hat nichts mehr mit Weissagung zu tun, aber was sie erzählt, hat einen fernseherischen Hintergrund. Ich möchte zwar für die isländische Echtheit gerade dieser ihrer Erzählung keinen Finger ins Feuer legen (ich halte sie für französischen Ursprungs), aber sowohl die Stimmung der Erzählung, als besonders das Bild der Wala selbst, ihrer Art und ihres Empfangs scheint mir echtes Erlebnis. Es zeigt gut, in wie hohen Ehren die Kunst des Erzählens noch heute auf der Insel steht.

Ist nun so Svenssons Kunst in altem Brauch und alter Übung seiner Heimat fest verankert, so stellt sich doch auch hier das alte Gesetz her, daß keine noch so echtrassige Kunst oder Kultur aus sich selbst erwacht. Wie die Einzelnen, so sind auch die Völker auf Gemeinsamkeit und Austausch angewiesen. Wäre das nicht, und hätten unsre „nationalen" Pfarrer recht, so wäre das Christentum mit seiner Lehre von der Feindesliebe, vom Samariter und „Die ist nicht Grieche noch Jude" nichts als ein sentimentaler Unfug. Svensson, so sehr er von klein auf zum Erzählen geneigt erscheint, hätte niemals seine Bücher geschrieben, wenn nicht ein wunderliches Geschick ihn aus dem Lande gebracht hätte. — Ein vornehmer französischer Liebhaber Islands — so wird er wenigstens vorgestellt — faßt die Idee, einige gutbegabte isländische Knaben in Frankreich erziehen zu lassen. Einer der ausgewählten Knaben tritt wegen der Angst seiner Eltern zurück und an seine Stelle rückt Svensson. Nach abenteuerlicher Überfahrt auf einem Segelschiff hält ihn der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in Kopenhagen fest. Erst Monate später kann er seine Reise nach Avignon fortsetzen.

2

Bis hierher führen seine Bücher.

Es ist schwer, eine zugleich anspruchslosere und prächtigere Kleinknabenlektüre zu erdenken, die doch auch Ältere fesselt. Darum befremdet es in keiner Weise, wenn der Verlag der Zuversicht Ausdruck gibt, man werde nicht wenig neugierig darauf sein, was Nonni nun in Frankreich erleben wird. Dennoch vermute ich, daß der Verlag da noch eine besondere Überraschung im Auge hat, die aus einer Nebenbeziehung der Erlebnisse des Knaben herauswachsen mag, auf die ich persönlich kein großes Gewicht lege, die aber doch interessant genug ist, um sie nicht unberichtet zu lassen.

Dem aufmerksamen Leser fällt auf, wie stark die Angst religiös gefärbt ist, welche die Eltern des Knaben beherrscht, für den dann Nonni eintritt. Und auch Nonnis Mutter — der Vater lebt nicht mehr — befragt doch erst sehr eingehend einen vertrauenswürdigen Pfarrer, der denn meint, daß Gott auch im fremden Lande sei. Man denkt unwillkürlich: Wissen oder ahnen die Leute etwas von irgendwelchen dem edelmütigen Anerbieten des französischen Grafen zu Grunde liegenden besonderen Absichten? Und dann: Avignon, die alte Papstresidenz, die ville sonnante der vielen Kirchen und der fünfunddreißig Klöster, eines Erzbischofs und zweier theologischer Seminare!

Ja, was mag Nonni dort erlebt haben, das den Sohn des urprotestantischen Island dahin führte, seine Bücher in dem katholischen Freiburger Verlag erscheinen zu lassen, und das dem Verlag von Habbel in Regensburg gestattete, in seiner Verlagsliste hinter den Namen Svensson das S. J. des Jesuitenordens zu setzen.

Man soll mich nicht mißverstehen. Wenn ein für seine Kirche begeisterter Katholik die Idee faßt und Opfer dafür bringt, seiner engeren Glaubensgemeinschaft Anhänger und möglichst tätige Vertreter aus einem besonders von ihm geschätzten Volksblut zu verschaffen — es ist gewiß eine echt jesuitische Idee, aber eine, deren Klugheit und Weitsicht derjenige doch nur bewundern kann, der Mission und Proselytenmachen als Angelegenheit planhafter Absicht überhaupt zugibt; mir persönlich scheinen beide gesund nur als natürliche Folge ehrlichen Lebens und Sichgebens, als Ansteckung gewissermaßen. Aber wer protestantische Mission will, kann diese nicht verwerfen. Es kommt alles darauf an, wie die Sache vor sich gegangen ist, was man der Mutter gesagt hat. Svensson berichtet es folgendermaßen (Nonni, S. 11): Ein französischer Priester, der schon einige Jahre auf Island weilte, schrieb der Mutter,

„daß ein französischer Edelmann in der Stadt Avignon ... eine große Vorliebe für Island gefaßt hat. Er soll ein guter vornehmer Mann sein und dazu sehr reich. Nun ist es sein innigster

*) Z. B. Gunarsson, Leute auf Borg.

**) Man lese die Schilderungen von der Thorbjörg in der Grönländergeschichte von Erich dem Roten (Thule XIII, S. 7 ff.), der Oddbjörg in der Glumgeschichte (Thule XI, S. 57) und auch von der Finnin in der Seetalergeschichte (Thule X, S. 42 ff.), alle drei höchst merkwürdig!

Wunsch, daß zwei isländische Knaben zu ihm nach Avignon kommen. Er will für sie Sorge tragen, sie studieren und auf die beste Weise erziehen lassen."

Der Erfolg dieser besten Erziehung ist uns aus der angeführten Notiz im Habbelschen Verlagsverzeichnis bekannt. Es kommt nun alles darauf an, wie es dazu gekommen ist. Man kann in der Tat „neugierig sein".

Ich selbst bin es übrigens nicht. Ich kann auch im besten Fall (den ich von vornherein annehme) kaum hoffen, hier etwas Vorbildliches zu finden; und das lohnte doch erst der Mühe. Dagegen hat die Art, wie dieser Jesuit von den verschiedenen Völkern spricht, es mir sehr angetan. Es ist durchaus dieselbe Sprache, die früher alle guten Deutschen andern Völkern gegenüber führten, auch die stärksten Patrioten unter ihnen, auch Fichte, der Redner an die Deutschen, ja, außerhalb seiner eigentlichen Kriegslieder, selbst Arndt. Es ist die Sprache eines ehrlichen Landmanns, der sich des rüstigen Schaffens und der guten Ernte auf dem Nachbargut neidlos freut: er wird davon lernen. Sollte man darauf einwenden, es stehe das hier doch im Dienste jesuitischer Politik, so ist darauf zu sagen, daß ein edler und richtiger Gedanke eben auch in der Politik richtig und fruchtbar ist.

Nachwort: Zur Vervollständigung der Besprechung ließ ich mir das bei Habbel in Regensburg erschienene „Nonni und Manni" kommen. 75. Tausend. Sehr gut erzählt auch dies Büchlein. Aber im Unterschied zu den andern wächst sich die auch in ihnen, wie schon gesagt, manchmal beängstigende Frömmigkeit in eine regelrechte Bekehrungsgeschichte nach sehr alten Mustern aus. Die Knaben kommen auf einer Kahnfahrt zu weit in den Fjord hinaus und in einfallendem Nebel bis nahe ans offene Meer. Das Boot gerät unter spielende Walfische. In ihrer Herzensnot beschließen sie, ein Gelübde zu tun, wie sie gehört haben, daß fromme Männer in Lebensgefahr das zu tun pflegten. Die Mutter hat ihnen aus einem Buch von dem großen ersten Jesuitenmissionar, dem heiligen Xavier und seiner Tätigkeit in Indien und Japan erzählt. Sie geloben ihr Leben der Heidenmission nach seinem Vorbild, wenn sie gerettet werden. Nicht lange, so hören sie ein Nebelhorn. Ein französisches Kriegsschiff nimmt sie auf. Andern Tags fragen sie sich, wie sie nun ihr Gelübde erfüllen sollen. Sie beschließen, das Gott anheimzustellen. Und in der Tat:

„Durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände, oder richtiger gesagt, durch Gottes Fügung geschah es ein Jahr später, daß ich ganz unerwartet eine Einladung erhielt, nach Frankreich zu reisen, um dort in einem Jesuitenpensionat meine Studien zu vollenden! Drei Jahre später folgte mir mein Bruder ebendahin. Wir waren Protestanten, wie alle unsre Landsleute, und hatten gegen die katholische Kirche, zumal gegen die Jesuiten, die bekannten Vorurteile, wie sie bei den Protestanten gang und gäbe sind. Doch, sobald wir die katholische Kirche als die Mutterkirche richtig kennen gelernt, wurden wir von ihrer Wahrheit überzeugt und ließen uns in sie aufnehmen. Was die Jesuiten betrifft, die wir als überaus tüchtige und liebevolle Lehrer schätzen lernten, so bekamen wir bald eine solche Vorliebe zu ihnen, daß wir beide nach Vollendung unsrer Gymnasialstudien in den Orden eintraten. Diese zwei Schritte haben wir niemals bereut."

Heidenmissionare nach dem Vorbild Franz Xaviers sind die beiden ja nun nicht geworden. Aber vielleicht empfindet Svensson seine Bücher als Mission in einem höheren Sinn. Sein Bruder starb jung. Er selbst, ein nun über Siebzigjähriger, ist Gymnasialprofessor im Vorarlberg. Hoffentlich schenkt seine wundervolle Erzählungsgabe uns noch einige Bücher, die wieder mehr wie die zuerst besprochenen ausfallen mögen. Sie sind — auch als Mission, wenn man das Leben und nicht etwa die Kirche als Ziel setzt — wirksamer als das letztberichtete.

Bischofstein Arthur Bonus

Preußische Pflichtreligion

Bei Gelegenheit einer neuen Bücherreihe

Zwischen Religion als innerem Gemütszustand und Religion als äußerer Erscheinung ist eine große Kluft befestigt, erst spät klar erkannt, instinktiv stets gefühlt, — die Quelle großer Umwälzungen und Reformationen: Sichtbare und unsichtbare Kirche.

Es gibt kaum eine Kulturerscheinung, die nicht mehr oder weniger deutlich eine religiöse Geburt und Jugend aufzuweisen hätte. Unter diesen Geburten ist zumeist die erste und älteste die Außenreligion, jenes Knäuel von symbolischen Handlungen, „Kulten", erklärenden Vorstellungen, Gesetzen, Sitten, Liedern, in dem das innere Leben sich gegen das äußere wehrt, wahrt und — verwahrt. Erst aus diesem Knäuel pflegen sich allmählich die einzelnen Kulturgebiete abzusondern. Älteste Denkmale enthalten fast immer das Verschiedene ungetrennt in religiöser Lösung.

Hinter jener ältesten, gewaltigsten und umfassendsten Schöpfung neu aufbrechender Kulturen, ihrer „Religion", ihrem mythischen Welt- und Seelenbild, dem Mutterkuchen aller Einzelschöpfungen einer Kultur, pflegt bald zu folgen ein erster Moralentwurf, zu Anfang meist noch stark mit rituellen und Zufallsgeboten untermischt, allmählich sich spezialisierend und abstrahierend; eine befehlende Zusammenstellung der im Sinne dieses Kulturaufbruchs wünschenswerten Tat- und meist auch Motivbestände mit dem Ziel einer rein sachlichen Erwägung und Ordnung der verschiedenen Handlungsmöglichkeiten unter sich.

Wie nun auf allen Kulturgebieten diese ersten ältesten noch ganz von religiösem Enthusiasmus umflossenen Zustände, eben um dieses ihres Charakters willen begeisternd und hinreißend zu wirken pflegen — das Drama bei Äschylos, die Epik im Gilgamesch und Etana, die Skulptur im Parthenon, die Balladendichtung in der Edda, die ältesten romanischen und gotischen Bauten — so hat auch die Kantisch-preußische Pflichtethik etwas schlechthin Ergreifendes da, wo sie noch ganz religiös aus der Lutherschen Parole hervorgeht: Berufserfüllung als Gottesdienst. Sie verharrt in solchem Enthusiasmus bis hin zu Kant („der gestirnte Himmel über uns und das Sittengesetz in unserer Brust"), ja über Fichte noch weiter. Erst ganz allmählich abstrahiert sie sich ins Unreligiös-Mechanische hinein und bietet sich dann als Religions-„Inhalt" und -Ersatz an.

Jene innere Leuchtkraft der Anfangszustände unserer Pflichtmoral ist unsern Dichtern durchaus nicht verborgen geblieben. Sie spürten gar wohl die hier in der Moral sich investierende Religion. Derselbe Paul Ernst, von dem ich ein stark einseitiges, dennoch bedenkenswertes Urteil über Kant den Lesern vor kurzem (1928, 7, 317 f.) zumutete, hat doch der in Kant gipfelnden Pflichtmoral in dem Drama „Preußengeist" (Katte) ein schönes Denkmal gesetzt. Er faßt sie da allerdings ganz in ihrem religiösen Aggregatzustand.

Die besondere Dichterin aber dieser strengen und herben Berufs- und Pflichtreligion in ihrer großen historischen Form im älteren Preußentum ist Luise von François.

Man kennt ihre „Letzte Reckenburgerin". Mit dem Abdruck einer feinen kleinen Prosadichtung friderizianischer Zeit und Geistesart „Der Posten der Frau" erwirbt sich eine neu erscheinende Sammlung von Heimatbüchern*) ein entschiedenes Verdienst. Ich erinnerte mich, als ich die graziöse und doch so wuchtige Dichtung las, lebhaft der Worte, mit denen Treitschke in einem seiner Kollegs einst von ihr sprach, die er „die einzige deutsche Dichterin" nannte, für damals wohl mit Recht. Ein bißchen phantastisch aufgeputzt ist ihr Fridericus immerhin, ein Fridericus mehr des Glaubens als der kühlen Historie. Doch erscheint mir das, wo es, wie hier, mit dichterischer Vollmacht geschieht, kein Fehler.

Bischofstein Arthur Bonus

Die neuen Christentum-Stürmer

Immer stärker wird die Auflösung in Deutschland. Aber noch sieht man nicht den Kristallisationspunkt des Kommenden, des Neuen, daß uns eines Tages aus der allgemeinen Zerrüttung herausführen muß.

Zu all den nationalen und sozialen Kämpfen und Wirren, die unser Volk zerfleischen und unterwühlen, gesellt sich jetzt noch eine dritte Klüftung: die Unterminierung und Auflösung der alten, seit tausend Jahren bestehenden religiösen kirchlichen Werte. Das christliche Kirchentum ist morsch geworden, das wissen wir alle. Die Besten sind an der Arbeit, noch eine letzte Erneuerung und Vertiefung zu versuchen. Man kann sehr gut verstehen, daß es Männer und Frauen gibt, die nun kurzerhand das Christentum vernichten und beseitigen wollen. Es finden sich ferner durchaus ernst zu nehmende Kreise, welche glauben, daß eine Rückkehr zu Werten möglich sei, die bereits vor 1000 Jahren dem von Rom ausgehenden Kulturwillen und dem neuen Geist des werdenden christlichen Abendlandes nicht gewachsen waren. Damals war unser Volk noch biologisch wertvoller, als es heute ist. Wie kann das heutige zermürbte deutsche Volk zurückzugewinnen hoffen, was es in seiner Jugendkraft nicht zu behaupten vermochte? Es gehört aber leider zum deutschen Wesen, die Eigenart so stark zu betonen, daß das Ganze darüber in Stücke bricht.

Jetzt ist ein Jahrweiser**) erschienen, welcher bewußt zum altgermanischen Gottglauben zurückführen will. Beteiligt sind fol-

*) Eichblatts Deutsche Heimatbücher. Herausgegeben von Dr. Karl Plenzat und Karl Wehrhan, Leipzig-Gohlis. Die Nummer 40 Pf., hübsch gebunden 80 Pf. Die Sammlung führt sich auch außerhalb der besprochenen Françoisschen Geschichte recht vielversprechend ein. An ihrer Spitze steht eine zierliche romantische Erzählung der Agnes Miegel, von der unsre Leser die wunderschönen Balladen und etwa auch die stark balladenhaft („expressionistisch") empfundenen und gesehenen Geschichten aus Altpreußen (beide Jena, Diederichs) kennen werden. Die neue Erzählung spielt, wie etwa Th. A. Hoffmann es liebte, im Zwielicht von Wirklichkeit und Geisterreich, das auch manchen ihrer Balladen den helldunklen Hinter- und Untergrund gibt, am stärksten ausgedichtet in dem Gedicht „Tamara". Die Sammlung bietet außer dieser Geschichte in Band 2 und 3 noch eine ganze Auswahl von Miegelschen Gedichtbänden — ein wirklicher und schwerwiegender Schatz. Aus dem übrigen Bestand der Sammlung haben mir vorgelegen: ein Bändchen sehr hübsch erzählte plattdeutsche Tiermärchen von Karl Plenzat und eine reiche Auswahl von Arno Holtz' „Phantasus". Die Sammlung wird fortgeführt.

**) Sonnensieg-Jahrweiser 1929 für die Freunde Deutschen Gottglaubens. Edelgarten-Verlag Horst Posern, Freiburg in Sachsen. 84 Seiten. 2.50 M.

gende zehn deutschgläubigen Bünde (ausdrücklich wird hervorgehoben, daß christentum-verdächtige Bünde nicht berücksichtigt worden sind):

Deutschgläubige Gemeinschaft
Germanische Glaubensgemeinschaft
Germanische Glaubensgemeinschaft Österreich
Germanische Glaubensgemeinschaft Südmark
Die Nordungen
Nordische Glaubensgemeinschaft
Nordische Glaubensgemeinschaft, Deutschgermanischer Ring
Germanische Pantheisten-Gemeinschaft
Bund für deutsche Weltanschauung
Edda Nordrassische Gottums-Gemeinschaft.

Leider übersieht man mit voller Absicht die Scheidung, die die Besten unseres Volkes immer gemacht haben. So betonte z. B. Lessing, daß die reine Jesulehre und das offizielle Christentum nichts Gemeinsames hätten. In dem ganzen Jahrweiser sehe ich jedoch kein einziges Wort und keine einzige Zeile, die den Helden Jesus feiern, wie es unsere Vorfahren im „Heliand" getan haben. Um diese Scheidung zwischen reiner Jesulehre und offiziellem Christentum handelt es sich doch letzten Endes, um nichts Anderes. Diese Bünde aber schütten das Kind (das Jesuskind!) mit dem Bade aus.

Es sind Kreise, welche im großen und ganzen rein intellektuell eingestellt sind und daher keinen Sinn für das Mystische haben, was aber einen wesentlichen Bestandteil des deutschen Wesens ausmacht. Sie haben jetzt einen heftigen Kampf gegen alles Okkulte aufgenommen. Interessant ist es nun, daß im „Sonnensieg-Jahrweiser" Dr. med. Georg Lomer, der bekannte Vorkämpfer des Okkultismus und der Astrologie, in einem längeren Aufsatze „Von den Fischen zum Wassermann" zu Worte kommt. Dieser Aufsatz ist wohl der beste Beitrag zum Jahrweiser. Er zeigt, daß wir an der Grenze zweier Zeitalter stehen. Das Zeitalter „Fisch" befindet sich in der Auflösung, es muß sein Zepter weitergeben an den revolutionären „Wassermann". Tatsächlich besteht ein sogenanntes Weltenjahr aus 26 000 Erdenjahren, ein Weltenmonat wieder umfaßt 2100 Jahre. Etwa zur Zeit der Geburt Jesu sind wir in das Zeitalter des „Fisches" eingetreten. Der Weltkrieg dürfte wohl der Auftakt sein zu dem neuen Zeitalter des Wassermann. Jeder Biologe weiß nun aber, daß beim Völkergeschehen, wie beim Baum sich Ring um Ring lagert, sich also auch am Weltenbaum Weltenmonat um Weltenmonat schichten muß. Mit anderen Worten, wie können wir eine christliche Vergangenheit ausmerzen wollen? Wir können sie nur im Sinne Jesu erfüllen und im Sinne Hegels aufheben. Wahrscheinlich werden wir von der petrinischen und paulinischen Form zu einer rein johanneischen Prägung des Evangeliums kommen. Denn nicht neues Wissen, nicht neue Aufklärung verlangen im tiefsten Grund die enterbten und proletarischen Massen, sondern Gerechtigkeit und Liebe.

Außerordentlich wertvoll zur Kennzeichnung dieser religiös-anarchistischen Kreise ist das Geleitwort zum Jahrweiser von Mathilde Ludendorff, aus dem ich Anfang und Ende mitteilen will:

„Unser deutscher Gottglaube birgt so köstliche Kraft in sich, bewegt den Menschen deutschen Blutes so tief im Gemüte, daß, wenn immer wir seinen heiligen Reichtum in Worte fassen, dies deutsche Bildgleichnis Gottes über alle fremdblütigen Lehren in den Seelen siegt. ... Das deutsche Volk soll die Kraft deutschen Gotterlebens ahnen an unseren Taten und Worten. Das ist nicht ‚Kampf gegen das Christentum'" — aber sein Ende.

„Es ist für unsere Kindeskinder ebenso lehrreich zu wissen, daß das Christentum im Volke erlosch, ohne daß es bekämpft wurde, wie es wichtig ist für sie, zu wissen, daß die Einführung des Christentums mit Morden an Hunderttausenden ermöglicht und Dauer seiner Herrschaft durch Mord an Hunderttausenden, durch wirtschaftliche Schädigungen aller Art und endlich durch die Androhung von Höllenstrafen bewerkstelligt wurde."

Wenn ich einen Vergleich aus der Geschichte wählen darf, so erinnert mich der Kampf dieses Sonnensieg-Kreises an die Bilderstürmer der Reformationszeit. Sie nehmen im Geiste voraus, was erst nach Jahrhunderten Wirklichkeit werden soll. Es sind religiöse Futuristen, die nur auflösen, aber nicht bauen können. Schon der Name „Sonnensieg-Jahrweiser" zeigt die ganze Einseitigkeit dieser germanisch-gläubigen Christentum-Stürmer. Hat die Sonne nicht auch im Fischzeichen der Christen gesiegt, wie sie jetzt wieder siegen wird im Wassermannszeichen? Man sollte sich doch nicht so einseitig auf unsere Vorfahren berufen, die wirklich durch die Betonung des großen, heiligen Jahres wußten, daß vor Gott tausend Jahre ein Tag und tausend Jahre eine Nacht sind und daß 2100 Jahre erst einen Weltenmonat ausmachen.

Wie Professor Wirth in Marburg zeigte, hat bei unseren Vorfahren mindestens 10 000 Jahre das Wissen um den Sonnenrhythmus den Inhalt aller religiösen Feste und Weihen ausgemacht. Wer heute unserem Volke neue religiöse Werte bringen will, der muß wissen um den letzten und tiefsten Sinn des Weltenjahres, der muß mit Wirth-Marburg die Schau haben für zwölf Jahrtausende rückwärts und zwölf Jahrtausende vorwärts. Auch das deutsche Volk ist im großen Kreislauf der Dinge nur ein Übergang. Wir alle stehen, ohne es zu wissen, im Dienste der letzten großen, kosmischen Schwingung, deren Rhythmus und Richtung aufzufangen nur wenigen Begnadeten von der Gottheit gewährt wird. Zu solchen Begnadeten gehörten in erster Linie Laotse, Buddha und Jesus. Wer heute eine deutsche Wiedergeburt herbeiführen will ohne Jesus, ohne den „Heliand", versündigt sich am deutschen Volke. Nicht aufzulösen und zu vernichten, sondern zu erfüllen und aufzuheben sind wir berufen.

Blankenburg (Harz) Karl Strünckmann

Evangelische Pädagogik?

Vom Spandauer Lehrgang

Zur gegenwärtigen Lage der Pädagogik bot einen wertvollen Beitrag der erziehungswissenschaftliche Lehrgang für Pfarrer, der im Spandauer Johannesstift Anfang Februar von der Gesellschaft für evangelische Pädagogik in Verbindung mit dem Berliner religionspädagogischen Institut veranstaltet worden ist. Die Bedeutung dieses Lehrgangs darf man darin erblicken, daß Vorträge und Diskussion nicht in historischen Vorfragen stecken blieben oder im rein Methodischen verfandeten, sondern daß die Frage, die gestellt wurde, keine geringere war als die nach Recht und Grenzen der Pädagogik.

Sieht man von dem letzten Tage ab, an dem vorwiegend schulpolitische Fragen erörtert wurden, so waren das Wesentliche drei große Referate. Es sprachen Professor Weidel (Leiter der Elbinger Akademie, inzwischen nach Breslau berufen) über „Neuere pädagogische Strömungen", Delekat (Berlin) über „Das Problem der Erziehbarkeit im Lichte Aristoteles' und Luthers" und Heckel (Berlin) über „Pädagogik auf reformatorischer Grundlage".

Am wenigsten von einer veränderten Fragestellung berührt zeigte sich das erste Referat. Für seinen Überblick über die verschiedenen Methoden der neueren Pädagogik (Experimental-, Struktur-, Individual-Psychologie und Wert-Pädagogik) durfte man dankbar sein. Wenn aber am Ende des Referats, doch nun zum Teil in eigener Darstellung, eine ganze Psychologie der Werte entwickelt wurde und in dieser Rangordnung der Werte als letzter Ideal-Wert (als Sinngebung der Kultur bzw. Synthese aller Kulturfaktoren) „der religiose Wert" auftrat, so drängt sich doch mindestens die rein historische Frage auf, ob die im Referat gern betonte Nähe zu Luther angesichts dieser Synthesen wirklich so groß ist. (Die reformatorische Synthese lautet nicht „Uns zu verewigen sind wir ja da", sondern „Der wertlose Mensch ist der wertvolle Mensch".) Ferner die methodische Frage, ob durch Grenzüberschreitungen der Psychologie nicht sie selbst diskreditiert wird. Und endlich, abgesehen von dem innerhalb jeder Wertphilosophie unausweichlichen Normproblem, die inhaltliche Frage, ob nicht jede auf einer allgemeinen Wertphilosophie aufgebaute nach einem Erziehungsideal ausgerichtete Pädagogik — während sie als eine vorläufige Beschäftigung mit dem endlichen Menschen sinnvoll wäre — schließlich mit der Wirklichkeit des Menschen auch die eigene Möglichkeit verliert. —

In Auseinandersetzung mit Scheler, unter Berücksichtigung der von Grisebach an jeder allgemeinen Wertphilosophie geübten Kritik, führte das folgende Referat von Delekat in medias res: daß die Frage der Erziehung zugespitzt wurde auf das Problem der Erziehbarkeit und die ethische Kernfrage — wodurch wird der Mensch gut? — durch eine Gegenüberstellung von Aristoteles und Luther aufgedeckt wurde, beleuchtete die Situation von vornherein. Entscheidend und im Rahmen der Gesellschaft für evangelische Pädagogik bemerkenswert war, daß Delekat auf jeden Versuch, eine irgendwie geartete „evangelische" Pädagogik zu entwerfen, ausdrücklich verzichtete. In einer Analyse ethischer Grundbegriffe aus der Nikomachischen Ethik — wobei die sprachliche Schwierigkeit von Septuaginta und Neuem Testament nebenher deutlich wurde — wurde das griechische Bildungsideal als die reine Idee der Erziehung herausgearbeitet mit dem Ergebnis: wenn Ideal, dann ist das humanistische bzw. das reine griechische Ideal besser als ein verchristlichtes. Also gerade um der Verkündigung der Kirche willen: nicht verchristlichte, konfessionelle Schule, sondern Humanismus — womit noch nicht die Frage beantwortet ist, ob man Erziehung notwendig nur so auffassen kann, daß es sich dabei um Erziehung zum Ideal handelt.

Der Protest des Christentums gegen die letzten Tendenzen griechischen Denkens wurde an Luther deutlich. Kann man zum Christentum genau so erziehen wie zu den natürlichen Tugenden des Aristoteles? Kann man aus dem Evangelium ein Bildungsideal machen? In der klösterlichen Beichtpraxis, von welcher Sünde und Gnade in eine pädagogische Methode eingespannt waren, erkannte Luther das unfreie Unterworfensein unter die Mächte des Bösen, und das vorausgesetzte Stufenschema der natürlichen und der übernatürlichen christlichen Tugenden zerbrach ihm. Die erzieherische Kraft ist der Glaube allein, der der Gnade traut. Die Voraussetzung der Pädagogik des Neuprotestantismus ist die Idee der freien Persönlichkeit. Aber diese Idee verdeckt das eigentliche Anliegen Luthers, indem sie die für Luther nur im Akt der Verantwortung zu lösende Frage „Wie werde ich frei?" in ein allgemeines Bildungsideal verwandelt. — Die Absage an ein evangelisches Bildungsideal ist damit gegeben. Die Beziehung, die das Christentum zur Pädagogik hat, besteht darin, daß es jenes griechische Bildungsideal vor die Frage stellt, ob es auch verwirklicht werden kann.

Besonders hervorgehoben werden darf der Verzicht Delekats auf Entwicklung eines evangelischen Kulturprogramms. Dieser Verzicht

bedeutet für die Gesellschaft für evangelische Pädagogik, wenn man an die meisten Artikel des im Erscheinen begriffenen Pädagogischen Lexikons denkt, eine Belastungsprobe. — Anderseits: kam auch die Gegenthese, daß die Pädagogik wie ihre Begrenzung so auch ihre Begründung im Christentum erhält, ebenso deutlich zur Geltung? So gewiß eine Erziehung zum Christentum (zum Christen) nicht in Frage kommt, so gewiß doch eine Erziehung des Christen. Und wenn man für Christ lieber sagt **homo justificatus semper peccator**, ist dann nicht eine Erziehung gegeben, die zwar auch „rein profan", aber eben doch nicht mit der Tendenz des griechischen Harmonie-Ideals weiter nichts will, als den gerechtfertigten Sünder in seiner Sündhaftigkeit erhalten? Und kann man dann die Frage, ob dann nicht die Pädagogik eine theologische Anthropologie als Voraussetzung braucht, so scharf abweisen, wie es von Deletat geschah? —

Rein theologisch gemeint war der Entwurf, den Heckel darbot: Die theologische Selbstbesinnung auf das Wesen des Religionsunterrichts hat die merkwürdige Folge gehabt, daß die gesamte Erziehungsgrundlage in Frage gestellt worden ist. Die — durch die Praktische Theologie zu leistende! — Neubegründung der Pädagogik richtet sich gegen alle anderswoher geleiteten Erziehungsprinzipien (Humanismus, Idealismus, Romantik). Nur auf reformatorischer Grundlage ist sie zu erarbeiten. Das Erziehungswerk der katholischen Kirche gründet auf einer Synthese des begnadeten und des schöpferischen Menschen (Ignatius von Loyola). Für Luther ist Ermöglichung der Erziehung die Menschwerdung Christi, deren Vollendung aber Kreuz und Tod ist. Aber der Ansatz der Reformation ist gerade auf dem Gebiet der Erziehung nicht eindeutig, sondern zwiespältig, durch die wesensverschiedene Bundesgenossenschaft mit dem Humanismus Melanchthonischer Prägung, der selbst schon eine Synthese von Reformation und antikem Denken ist. Die weitere Entwicklung ist durch eine immer größer werdende Distanz gekennzeichnet. Wir stehen an dem Punkt, wo die reformatorische Erkenntnis und die Pädagogik in das Stadium der weitesten Entfernung voneinander eingetreten sind. Künstliche Synthesen sind heute unmöglich. Wie verhalten sich Evangelium und Erziehung?

Die auf die sittlich-religiöse Persönlichkeit abzielende Pädagogik verkennt die Wirklichkeit. Wirkliche Pädagogik muß den Menschen in der Schöpfungsordnung Gottes sehen. Diese wird aber durch den uns bekannten Menschen nicht repräsentiert, sondern nur in ihrer Umkehrung. Erkenntnismöglichkeit über den wirklichen Menschen ist uns allein im Gesetz gegeben, in dem Gott sein Verhältnis zur Welt übt: die beiden Gebote der Gottes- und der Nächstenliebe als der Eine Wille Gottes so, daß jeder Mensch ein Eigner ist vor Gott, aber durch die Gottverbundenheit mit dem Nächsten verbunden, und umgekehrt. Daß trotz Nichterfüllung dieses Schöpferwillens Welt und Menschheit weiter bestehen, ist Gnade: um der Sünde willen hat Gott die natürlichen Ordnungen, die Stände geordnet (Luther: Weltregiment, Juristen, Obrigkeit, Stände), damit wir in ihnen seinen Willen tun. Von da aus ergibt sich die Einordnung der Pädagogik. Die — rein weltliche — Erziehung ist ein gutes Werk des Standes. Einen gottgewollten Wert hat die Erziehung wegen des von Gott gewollten Verbundenheitsverhältnisses innerhalb des Standes. Alle Erziehung bleibt dabei in der Zweideutigkeit des Menschenwerks. Das Wort der Vergebung spricht allein der, der als der Erlöser seinen Schöpfungswillen ins Recht setzt. Ob rein weltliche oder zur Gewissensbildung geförderte Erziehung — wobei Maßstab allein der im Gesetz mit seiner Doppelforderung gegebene Schöpferwille ist — beides unterliegt der Rechtfertigung durch das Evangelium.

Den Abschluß bildeten Ausführungen methodischer Art, für die auf Heckels „Zur Methodik des evangelischen Religionsunterrichts" verwiesen werden darf. Nicht völlig deutlich wurde, warum Heckel den Begriff „biblische Psychologie" wählte; vielleicht wäre „theologische Anthropologie" methodologisch vorzuziehen. Daß dem Oberbegriff der Erziehung auch der Religionsunterricht untergeordnet wurde, unterliegt Bedenken, ist aber in diesem Zusammenhang nicht von Gewicht. Von größtem Interesse dagegen war die Einführung der Lehre von den Ständen, für die Heckel (außer auf Kattenbusch, Die Doppelschichtigkeit in Luthers Kirchenbegriff) auf Gogarten (Die Schuld der Kirche gegen die Welt, besonders S. 28 ff.) selbst hinwies. Wie denn in dem ganzen Referat der Einfluß Gogartens außerordentlich stark spürbar war.

Die Beleuchtung, die die gegenwärtige Lage durch den Spandauer Lehrgang erfuhr, mag es begründet erscheinen lassen, daß über diesen Lehrgang berichtet wurde. Eine Verkürzung der Perspektive ist dabei unvermeidlich. Soviel wurde in Spandau deutlich: Kein Pädagoge kann an der gegenwärtigen theologischen Diskussion vorübergehen. Durch die Theologie ist die Pädagogik heute nach ihren Grundlagen gefragt. — Anderseits: Kein Theologe kann an der gegenwärtigen philosophischen Arbeit vorübergehen. Die von der Grisebachschen Seite kommenden Fragen bezeichnen auf dieser Seite den Punkt, wo das weitergeführte Gespräch auch die Pädagogik weiterführen wird. Für Erzieher und Pfarrer ist die religionspädagogische Arbeitsgemeinschaft (hier Religionslehrer-Konferenz genannt) die gegebene Form, um diesem Gespräch zu folgen.

Wronki (Polen) Gottfried Greulich

Musikbericht

2. Musik zum Singen

Für zwei Stimmen

Kaspar Othmayr, Geistliche Zwiegesänge 1547. Herausgegeben von Walther Lipphardt. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1928 und 1929. Erster und zweiter Teil je 16 S. 80 Pfg.

Ein überaus schönes Gegenstück zu den weltlichen Zwiegesängen von Georg Rhau 1545 (CW 1927, 16, 774), denen man heute schon öfter begegnet, wo Zweie miteinander musizieren. Diese alte Zweistimmigkeit ist nicht, wie man heute gelegentlich meint, eine verkümmerte Mehrstimmigkeit, sondern sie ist musikalische Zwiesprache, wie sie schöner kaum gedacht werden kann, über Text und Melodie des alten Chorals. Fritz Reusch gibt dieser Neuausgabe ein beachtenswertes Begleitwort mit: es komme darauf an, „daß der Text und die Weise im Singenden wieder lebendig werden, daß die Kraft des ‚Wortes' den Kreis durchstrahlt und ihn bindet. ... Mögen die Sätze um den Familientisch herum, in der Schule oder in der Kirche ruhig technisch etwas schlechter gesungen werden; gelingt es, die in ihnen verborgene Kraft lebendig zu machen, so sind wir auf einem sicheren Weg, ihren Sinn zu erfüllen." (Musik und Kirche 1929, 1. Heft, S. 47 f.)

Das erste Heft enthält die Lieder, die sich dem Gang des Kirchenjahres einfügen, das zweite Heft die übrigen deutschen Choräle aus Othmayrs Sammlung. Zu ihrem Lob mag ich nicht viel sagen; sie sind nicht ganz leicht, aber ohne Zweifel gehören sie zu dem Schönsten, was wir an zweistimmig gesetzten Chorälen überhaupt haben. Wer sie zur Hand nimmt und „Vom Himmel hoch" oder „Gelobet seist du" oder eins der andern singt, der wird nicht mehr von ihnen loskommen.

Für drei Stimmen

Dreistimmige Madrigale. Aus dem 16. und 17. Jahrhundert für zwei Frauen- und eine Männerstimme. Herausgegeben von Adolf Strube. Leipzig, Verlag Karl Merseburger 1928. 27. S. 1 M.

Luca Marenzio, Villanellen. Für drei Stimmen. Mit italienischem und deutschem Text. Herausgegeben von Hans Engel. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1928. 24 S. 2.50 M.

Zwei Sammlungen ursprünglich italienischer dreistimmiger Sätze. Das eine eine Auswahl aus Haußmanns verdeutschter Sammlung von 1607, die den vierstimmigen Madrigalen ebenbürtig zur Seite steht; das andere schlichtere, aber nicht weniger sprühende Sätze des größten italienischen Madrigalisten des 16. Jahrhunderts. Liebeslieder die einen wie die andern, und beide gern gesungen.

Auserlesene deutsche Gesänge für drei Stimmen. Der zweite Teil für gemischte Stimmen, der dritte Teil für Männerstimmen. Herausgegeben von Ernst Fritz Schmid. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1928 und 1929. 23 und 28 S. in Großformat. Je 2 M.

Wie wir den ersten Teil begrüßen (CW 1927, 16, 774), so auch den zweiten und den abschließenden dritten. Vielleicht muß man erst einmal darauf angewiesen sein, nur zu Dreien zu musizieren, um zu diesen Sätzen zu greifen. Freilich wird man dann merken, daß sie Kunstwerke sind ebenso wie die vierstimmigen Sätze der gleichen Meister: Isaak, Lechner, Gumpelzhaimer und wie sie heißen im zweiten Teil, und Walther, Lechner, Praetorius und Andere im dritten. Der Satz von Walther und vier Sätze von Praetorius im dritten Teil haben geistliche Texte, was bei den herrlichen Sätzen — Aus tiefer Not, Ein feste Burg, Nun freut euch — Niemand bedauern wird.

Für vier Stimmen

Leonhard Lechner, Das Hohelied Salomonis. Anno 1606, für vierstimmigen Chor. In Verbindung mit Konrad Ameln herausgegeben von Walther Lipphardt. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1928. 24 S. in Querformat. 2 M.

In seinem Todesjahr hat Lechner, von dessen Johannes-Passion (CW 1926, 22, 1142) und von dessen vier- und fünfstimmigen Liedern (1927, 16, 775) wir hier bereits sprachen, den Text des ersten und einen Teil des zweiten Kapitels des Hohenliedes madrigalartig durchkomponiert. Es ist ein Werk des reifen Könnens, voll von gewagter Schönheit in Melodieführung wie in den Harmonien. Jeden Vers hat er in einer Weise musikalisch ausgelegt, daß man nur immer wieder staunen kann. Ob es nun heißt: „Wir wollen dir güldene, güldene Spangen machen mit silbernen Böcklein" (Buckeln), daß man die Spangen klingen hört mit ihren Böcklein, oder in großer Ruhe: „Siehe, meine Freundin, du bist schön, schöne bist du" — immer ist es die gleiche meisterliche Auslegung des Textes, die uns in ihren Bann zwingt. Die berauschende Schönheit des Liebesliedes hat hier ihre Musik gefunden.

Das gilt, obwohl wir annehmen müssen, daß Lechner sein Werk für den kirchlichen Gebrauch geschrieben hat. Wir leben in einer andern Zeit; und wer es heute singt, singt es als Hohelied der irdischen Liebe. Als solches ist es denn eine treffliche Festmusik, die man bei hochzeitlicher Feier nicht vergessen sollte.

Ergötzliche Lieder und Quodlibet. Aus dem 16. und 17. Jahrhundert, für drei und vier Stimmen. Herausgegeben von Ernst Fritz Schmid. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1928. 16 S. 80 Pfg.

Ein zweites Heft als Fortsetzung des ersten (CW 1927, 16, 775), würdige Fortsetzung darf man nicht sagen, denn das ist es ja ge-

rade: hier wird von Saufen und Raufen, vom guten Wein und bösen Weib gesungen, vom da da da da da da der Gäns mit ihrem Dadern, vom lustigen coc coc coc coc coc da, wann uns die Henne tut ein Eilein bringen, und so fort. Ein lustiges Heft, und gar nicht schwer!

Für vier bis sechs Stimmen geistlich

Zum Schluß sind noch einige kirchenmusikalische Veröffentlichungen zu nennen.

Hugenotten-Lieder. 50 ausgewählte Psalmen. Elberfeld, Buchhandlung des Erziehungsvereins 1925. Große Ausgabe. 139 S. 3 M.

Wir danken es der Aktivität der Elberfelder reformierten Gemeinde, vor allem ihres damaligen Pfarrers Cordier, daß dieses reformierte Erbgut nicht in der Vergessenheit geblieben ist. So liegt ein ausgewählter Psalter heute in doppelter Ausgabe vor, einstimmig für die Gemeinde, und zum Chorsingen in vierstimmigem Satz. Emilie Schild hat die schwierige Aufgabe übernommen, Melodie und Satz in einer in der Gemeinde einführbaren Weise herauszugeben. Sie hat dabei aus Johann Crügers Fassung den Leitton übernommen, hat gelegentlich den Melodienrhythmus dem Textrhythmus angepaßt, gelegentlich den Satz über Goudimel hinaus harmonisch bereichert.

Auch in dieser Bearbeitung gibt die Sammlung einen starken Eindruck von dem Psalmgesang der reformierten Kirche; durch diese Bearbeitung wird sie hoffentlich in die Gemeinden Eingang finden, in denen der Psalmgesang noch lebendig ist. Aber auch Andern öffnen die „Hugenotten-Lieder" einen Schatz kirchlicher Musik, für den wir dankbar sind.

Von den Neuausgaben der Werke **Heinrich Schütz'** — im letzten Jahre erschienen neu die „Historia der Auferstehung Jesu Christi" 1623 mit ihrem reichen Aufbau für Orchester, Chor und Soli; die für Chor und Orgel geschriebenen „Musikalischen Exequien" 1636, auch Deutsche Totenmesse genannt, mit ihren eindringlich schlichten Chorälen; endlich „Vier Psalmen Davids" nach Cornelius Beckers Dichtungen, ebenfalls schlichte vierstimmige Sätze — von diesen Ausgaben ist besonders zu nennen

Heinrich Schütz, Geistliche Chormusik 1648. Herausgegeben von Wilhelm Kamlah. Wie die erstgenannten: Kassel, Bärenreiter-Verlag 1929. Erstes und zweites Heft je 16 S. in Großformat zu 1.50 M.

Diese Ausgabe, die als Gesamtausgabe der 29 Motetten angelegt ist, zeichnet sich dadurch aus, daß der Herausgeber jeder Motette eine knappe, gute Einführung voranstellt. Wir werden in den musikalischen Gang der Motette, und das heißt bei Schütz in sein Verständnis des Textwortes eingeführt — eine ganz treffliche Hilfe für den Dirigenten wie für seinen Chor. Es ist zu hoffen, daß sie mit dazu beiträgt, der „Geistlichen Chormusik" bei den Chören Eingang zu verschaffen.

Das erste Heft bringt die Motetten: „Unser keiner lebet ihm selber", fünfstimmig, und „Unser Wandel ist im Himmel", sechsstimmig; das zweite Heft: „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes", fünfstimmig, und „O lieber Herre Gott, wecke uns auf", sechsstimmig.

Im Dienst dieser Arbeit stand das zweite deutsche **Schützfest,** das die Heinrich Schütz-Gesellschaft vom 15.—17. März in Celle veranstaltete. Dies Fest unterschied sich in Stil und Ausmaß von den heute gebräuchlichen Musikfesten; es hatte seine Grenzen anders gesteckt. Den Freunden Heinrich Schütz' und denen der Jugendmusikbewegung wollte es Gelegenheit geben, so lebendig wie möglich Anteil zu haben an der Wiederentdeckung Schützscher Musik. Außer der Matthäuspassion wurde die oben genannte Auferstehungshistorie aufgeführt, dazu als Einleitung des Festes weltliche Musik von Heinrich Schütz und seinen Zeitgenossen, und — meines Wissens zum ersten Male — die kürzlich entdeckte „Celler Passion", eine aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammende Matthäuspassion, die soeben im gleichen Verlag herausgegeben wurde. Das alles nun aber nicht als Abfolge eines Programms, sondern als ein gemeinsames Bemühen, an dem die Festteilnehmer durch Einführung und eigene Betätigung selbst beteiligt wurden, ein von neuem Willen gestaltetes Fest.

46 Choralsätze. Von Johann Sebastian Bach und alten Meistern, zu den Chorälen des Bachschen Orgelbüchleins. Herausgegeben von Hermann Keller. Mit einführenden Worten zu Weisen und Texten von Wilhelm Thomas. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1928. 54 S. in Querformat. 1.50 M.

Zum Schluß eine Choralsammlung, auf die wir noch zurückkommen müssen, im Zusammenhang mit Bachs Orgelbüchlein. Da sie aber auch losgelöst von ihm recht gut zu benutzen ist und den Chor das ganze Kirchenjahr hindurch mit seinen Bachschen und einigen älteren Sätzen begleitet, soll sie auch hier genannt werden. Gerade die Anordnung nach dem Kirchenjahr macht die Sammlung so reichhaltig und brauchbar; dazu kommt der niedrige Preis, der die Anschaffung auch da möglich macht, wo die Mittel zu einer Gesamtausgabe der Bachchoräle nicht ausreichen.

Kassel Wilhelm Wolff

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

I. Die Bedeutung der Krisis der Heilsarmee — 2. Die gegenseitige Beurteilung der Konfessionen

1

Kein Zweifel, die Heilsarmee ist längst nicht mehr eine verfolgte Sektenbewegung, sondern ist zu einem bedeutsamen Aspekt des Weltprotestantismus geworden und hat Wohnrecht und Anerkennung für ihre Eigenart gefunden in dem „Hause mit den vielen Wohnungen".

Ihre fabelhafte Entfaltung beruht wohl auf drei Eigenschaften. Einmal auf dem Mut, die Schmach Christi zu tragen. An der Heilsarmee wird mitten in unserem geordneten Kirchenleben immer wieder deutlich, was die Kraft einer solchen bekennermäßigen Hingabe vermag. Der Übertritt zur Heilsarmee brachte eine Zeitlang unweigerlich ein gesellschaftliches Märtyrertum. Die Heilsarmeeleute nahmen das freudig auf sich und trugen damit den verheißenen Sieg des Glaubens über die Welt davon. Sie brachten damit überhaupt dem Christentum ein Stück Bekenner- und Märtyrerfreude zurück.

Ein zweiter Grund liegt in ihrem Geschick zur sozialen Arbeit. Wo Niemand sonst hinging, ging die Heilsarmee hin. Soziale Arbeit, die der organisierten Tätigkeit der Kirche einfach entging, wurde von ihr mit beiden Händen mutig getan. Um das zu ermessen, darf man nicht an unsere kontinentalen Armen-Quartiere in den großen Städten denken, sondern man muß einmal durch die „Slums" von Ost-London gegangen sein und die dumpfe Verzweiflung englischer Armut oder den Schlamm orientalischer Hafenstädte gesehen haben. Dort erst gewinnt man die Anschauung der unmöglichen sozialen Aufgabe, die die Heilsarmee in Angriff nahm. Sie hat damit zwar das soziale Problem nicht soziologisch und wirtschaftlich, aber religiös gelöst, auch wenn ihre soziale Tätigkeit im Wesentlichen Rettungsarbeit blieb, und nicht zur Sozialreform großen Stils vorstieß.

Wegen der sozialen Arbeit ist der Heilsarmee auch ihr eigentümlicher Aufputz und ihr herausfordernder Ton verziehen worden, auch da, wo man diese Seiten sonst schwer ertrug. Ihre soziale Wirksamkeit hat so ihrer religiösen vielfach den Weg gebahnt, worauf auch Classen in seinem schönen Buche hingewiesen hat.

Der dritte Grund ihres Erfolgs ist ihre Organisation. Der militärische Aufbau ermöglichte eine Entschlußfähigkeit und Schlagfertigkeit, wie es keiner demokratischen Körperschaft möglich wäre. Der ganze Fluch der Kommissionen war abgeschafft. Der General dachte und befahl für die ganze Arbeit. Wer den alten General William Booth mit seinem dünnen wehenden rötlichen Barte noch gesehen und gehört hat, verstand nicht ohne Weiteres die zwingende Kraft, die doch offenbar von ihm ausging. Er hatte in seinem Äußern und auch in seiner Redeweise nicht das Hinreißende, wenigstens später nicht, das von Propheten ausgeht. Und doch war er ein religiös sozialer Prophet großen Stils.

Sein Nachfolger Bramwell Booth war ein Organisator, lange die rechte Hand des Generals und damit der eigentliche Baumeister und Regisseur eines riesigen religiösen militärischen Systems, das sich über die ganze Erde ausdehnte und auch eine ungeheure finanzielle Macht darstellt mit seinen 24 500 Offizieren, die in 93 Ländern arbeiten und 1500 große Sozialwerke betreiben.

Aber was man an dem Propheten ertrug, das verzieh man auf die Dauer dem Organisator und Autokraten nicht. Der demokratische Gedanke mußte doch eines Tages durchbrechen, wie sich das auch in den jüngsten Generalversammlungen des Methodismus geäußert hat, aus dem ja die Heilsarmee hervorgegangen ist. Die Erkrankung von Bramwell Booth gab nur den Anlaß. Das demokratische Amerika ertrug schon lange die Dynastie nicht mehr und verlangte Anteil an der Verwaltung und Leitung der Armee, ein Anspruch, der von einem Mitglied der Familie selbst, Eva Booth, gestützt wurde. Die Verfassung der Heilsarmee machte ein Eingreifen nicht leicht, denn sie gibt dem General unbeschränkte Vollmacht. Auch in vermögensrechtlicher Hinsicht. Nur die Einsetzung eines Hohen Rates, die im Jahre 1914 vom Gründer vorgesehen wurde, ermöglichte zum ersten Male eine direkte Äußerung des Willens der Armee selbst.

Was sich in den letzten Monaten in diesem Hohen Rate in Sunbury in England abspielte, ist aus den Zeitungen bekannt geworden. Es war ein Kampf zwischen dem monarchischen und demokratischen Gedanken in der Armee. Die Krisis brach aus am Widerstand des alten und kranken Generals, die Leitung abzugeben. Sie machte deutlich, daß auf evangelischem Gebiet kein religiöser Imperialismus mehr möglich ist.

Als der General die Gerichte anrief, wurde er mit 55 Stimmen gegen 8 abgesetzt. Es ist das natürliche Schicksal jeder Autokratie in unserer demokratischen Zeit.

Tragisch berührt dabei der Mangel an Seelengröße und Demut bei einem Manne, der das nicht versteht und den Buchstaben des Gesetzes gegen den Geist einer großen Gemeinschaft anruft. Die Heilsarmee hat der Welt bisher das Schauspiel besonderer Selbstverleugnung gegeben. Daß diese nun gerade dem General fehlte, als er gerichtlich seinen Platz und sein Recht zu wahren suchte, gießt wie ein tiefes Bedauern über die christliche Welt, darum daß auch hier der Wurm zum Vorschein gekommen ist, der alles Menschliche, selbst Idealstes annagt.

Die Heilsarmee ist mit diesem Schritt aus dem Bereich eines glutvollen religiös-sozialen Prophetismus herausgetreten und muß sich neben viele anderen christlichen Organisationen stellen, die auch in der Welt nicht auskommen mit dem bloßen Enthusiasmus, sondern Recht, Staat, Organisation, weltliche Ordnung brauchen, um in dieser Welt arbeiten zu können. Der geistige Prozeß, der sich damit soziologisch vollzieht, ist ein weiteres Beispiel für die These, daß das Christentum Anleihen machte beim Naturrecht und bei der Kultur, um sich soziologisch in der Welt behaupten zu können.

Der neue General Edward J. Higgins war bisher enge mit dem Stabe der Armee und vor allem mit ihrer Offiziersbildungsschule verbunden. Er leitet nun eine neue Ära der Heilsarmee ein, die, um eine traurige menschliche Erfahrung bereichert, mit einem demokratischeren Geiste ihre Arbeit fortsetzen wird.

Sie hat damit wohl den Zeitpunkt erreicht, wo eine Bewegung endgültig in eine Organisation übergegangen ist und damit unweigerlich vor die Frage gestellt ist: Welche Organisationsform wird die beste sein? Dieser Übergang, wie ihn schon früher der Methodismus, das Quäkertum, das Täufertum erlebten, bedeutet immer an sich eine Krisis. Wenn nach den Propheten die Priester kommen, wird eine Bewegung immer mit einem besonderen Maß von Demut und Bescheidenheit begnadigt sein müssen, wenn der Geist nicht unter der Organisation notleiden soll.

Die Sympathie der christlichen Welt ist im allgemeinen mit dem Hohen Rate gegangen. Die Heilsarmee ist für den Protestantismus als eine opfermutige Schar „Lützowscher" Jäger, ein Freischarentum der größten Selbstverleugnung, nicht zu entbehren. Wenn die religiöse Welt die Revolution von Sunbury billigt, bedeutet das auch die Erkenntnis, daß von einem gewissen Zeitpunkt an einfach die Jungen gegenüber den Alten recht haben.

2

Eine feinere Wirkung der Konferenzen von Stockholm, Lausanne und Jerusalem beginnt sich auch darin zu zeigen, daß die Kirchen nicht mehr wie früher an ihren Grenzzäunen stehen und an einander Kritik üben. Sie reden vielmehr freundlich miteinander, suchen Verständnis und suchen auch ihre gegenseitige Not zu tragen. Es wäre ein größer Gewinn, wenn sich so zunächst eine christliche Kurtoisie ausbilden würde, die vielleicht der Weg zu einer tiefer gefühlten Brüderlichkeit ist.

Es war z. B. bemerkenswert, daß während der Krisis der Heilsarmee, wenigstens in England und Amerika, der Anlaß kaum benützt wurde zu einer Kritik an einer Bewegung, die für die übrigen Kirchen nicht immer leicht zu ertragen gewesen war.

Das amerikanische „Christian Century" hat vor einiger Zeit in einer Reihe von Artikeln eine kritische Betrachtung der einzelnen Kirchen vorgenommen. Den Lutheranern wurde dabei ihre Ausschließlichkeit und ihr Mangel an Mitarbeit mit den andern Kirchen vorgehalten. Den Anglikanern ihre Versteifung auf die apostolische Sukzession. Aber diese Kritik geschah in einem so freundlichen und brüderlichen Ton, daß darin ein neuer Stil des interkonfessionellen Verkehrs sichtbar wurde.

Auch in Europa fand in der gegenseitigen Beurteilung ein großer Wandel statt. Der kontinentale Protestant des nationalen Landeskirchentums übte im Allgemeinen eine dreifache Kritik aus. Er kritisierte religiös die katholische Kirche, das Freikirchentum, das sich in den Landeskirchen eingenistet hat, und endlich, wenn er ein strenger Lutheraner ist, das reformierte Wesen und umgekehrt.

Trotzdem man heute von einer Verstärkung des konfessionellen Bewußtseins reden muß, ist die gegenseitige Beurteilung entschieden wärmer und verständnisvoller geworden. Was an der Lausanner Konferenz und in „Zwischen den Zeiten" an Entgegenkommen und Verständnis für katholische Frömmigkeit aufgebracht wurde, ist kaum mehr zu überbieten. Das Freikirchentum wird zwar nicht überall offiziell anerkannt, aber in seinen religiösen Werten gewürdigt. Eine Verständigung über Zusammenarbeit zwischen Landeskirchen und Freikirchen wird nötig und soll auch an einer neuen Bethesdakonferenz der europäischen Zentralstelle zur Sprache kommen. Zwischen Lutheranern und Reformierten hat sich weithin in Europa nicht nur ein modus vivendi gefunden, sondern die Anstrengung wird gemacht, herauszufinden, „was sich Lutheraner und Reformierte gegenseitig verdanken". Darüber sprach kürzlich in Genf, zur Erinnerung an das Marburger Gespräch, Pfarrer Keller in einem Vortrag vor den deutschen Gemeinden, also der lutherischen, reformierten und methodistischen.

Darüber kann allerdings heute vielleicht ein Reformierter noch leichter reden, als ein Lutheraner. Wenn das an der Marburger Feier auf beiden Seiten gekonnt würde, so wäre ein wichtiger Schritt zur Bildung eines europäischen Protestantismus getan.

Ein Ausdruck dieser freundlichen Gesinnung ist sicher auch das Werk der Europäischen Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen in Genf. Sie hat sich in völlig interkonfessioneller Weise, in gleicher Weise für Lutheraner wie für Reformierte eingesetzt. Schweizerische, schottische oder amerikanische Kirchen erklärten durch ihre Vertreter ausdrücklich, daß ihr brüderlicher Hilfswille nicht Halt mache an den Grenzen der eigenen Konfession, sondern die Not der Brüder gerne mittrage.

Diese Gesinnung ist die einzig mögliche auf dem Gebiete unserer Diaspora. Dorthin dürfen wir keinen konfessionellen Kampf tragen. Ein seltenes Symbol solcher brüderlichen Gesinnung in der Diaspora habe ich in Galizien gefunden. Dort kommt es vor, daß in Gemeinden, wo das Abendmahl von Lutheranern und Reformierten zusammen gefeiert wird, der Pfarrer seinen Lutheranern die lutherische Oblate reicht, währenddem das reformierte Gemeindeglied vom selben Teller das reformierte Brot sich nimmt. Der Lutheraner kniet dazu, der Reformierte steht. Es mag aber gelegentlich vorkommen, daß auch der Lutheraner einmal nach dem Brote greift, und daß der Reformierte zu der heiligen Handlung kniet. Beide halten und nähren sich an der Gnade Gottes, die ihnen im Abendmahl geschenkt wird. Jeder in seiner Weise, wenn schon das für einen richtigen Konfessionellen ein großer Schmerz ist. Wie sehr sich die Grenzen im konfessionellen Empfinden verwischt haben, kann man auch darin sehen, daß z. B. in Zürich verschiedene Gemeinden das Abendmahl nicht mehr mit dem reformierten Brote, sondern mit der lutherischen Oblate feiern. Das Heil der Konfession ist dadurch nicht erschüttert worden. Aber dieses Vergessen von Unterscheidungsmerkmalen und diese freundliche gegenseitige Beurteilung der Konfessionen ist doch ein Zeichen dafür, daß sie mehr und mehr lernen, Wesentliches und Unwesentliches zu unterscheiden.

Genf Adolf Keller

Vom römischen Katholizismus der Gegenwart

Vom Wortlaut der Lateranverträge und Mussolinis Motivenbericht

Die Lateranverträge sind am 15. März durch die Agenzia Stefani in der italienischen Presse veröffentlicht worden (Popolo d'Italia Nr. 64; Italia Nr. 64; Giornale d'Italia Nr. 64; La Tribuna Nr. 64 u. a. m.). Die deutschen Zeitungen brachten sämtlich einen von WTB Rom 14. März gezeichneten ungenügenden deutschen Auszug (Augsb. Postz. Nr. 64; Germania Nr. 125 u. a. m.). In sämtlichen Besprechungen über den vorliegenden Text ist das Ungenügende, ja an einzelnen Stellen ganz deutlich Fehlerhafte der bisher vorliegenden Übersetzung und auch die Unsicherheit des italienischen Textes beklagt. Der Osservatore Romano Nr. 63 vom 15. März hat bekannt gegeben, daß von päpstlicher Seite der offizielle Text erst nach der Ratifikation der Verträge bekannt gegeben werde. Das ist zum mindesten keine gute Regie. Es ist aber noch mehr das Kennzeichen, daß die beiden Partner nicht nur in der Behandlung, sondern wahrscheinlich auch in der Auslegung der Verträge ihren eigenen Weg zu gehen gesonnen sind („so wie ich sie auffasse"). Bezeichnend ist, daß die römischen Korrespondenten der deutschen katholischen Zeitungen diese bis jetzt nicht mit Übersetzungen oder Auszügen der von der italienischen Regierung zur Veröffentlichung übergebenen Verträge bedient haben. Doch liegt ein vollständiger deutscher Text des Lateranabkommens, samt dem darauf bezüglichen Gesetzentwurf des italienischen Ministerrats vor in der „Ecclesiastica" vom 30. März (Nr. 13; zu beziehen von der Kath. Intern. Presse-Agentur Kipa, Freiburg i. d. Schweiz).

Die doppelte Auslegungsmöglichkeit zeigt sich bei einigen besonders wichtigen Punkten, die aus dem reichen Material für heute herausgegriffen seien. Der erste betrifft den Begriff der Souveränität des Papstes. Artikel 2 des ersten der Lateranverträge (Trattato nannte ihn der Papst in einer seiner Ansprachen im Unterschied vom Concordato) sagt nach dem jetzt von der Staatsbehörde veröffentlichten Wortlaut einfach: „Italien anerkennt die Souveränität des Heiligen Stuhles." In den ersten, auch von der kurialen Seite verbreiteten Inhaltsangaben hieß es: „Italien anerkennt die Souveränität des Heiligen Stuhles auf internationalem Gebiete als ein Attribut, das dem Heiligen Stuhl nach seiner Natur gebührt gemäß seiner Tradition und gemäß den Bedürfnissen seiner Weltmission." In jedem Falle wird hier eine objektive Tatsache, deren Fortdauer der Doyen des diplomatischen Korps an der Kurie beim Glückwunschempfang vor dem Papste durch Hinweis auf das diplomatische Korps, als „das sichtbare Zeichen jener Souveränität", zum Ausdruck brachte, fertig „anerkannt". Damit wäre grundsätzlich durch den Vertrag nichts Neues geworden, als daß die italienische Regierung eindeutiger als im Garantiegesetz von 1871 (Art. 3), worin sie „dem Papste im Gebiete des Königreiches die souveränen Ehren erweisen und ihm den ihm von den katholischen Souveränen zuerkannten Ehrenvorrang bewahren" will, die vom Papste in Anspruch genommene Souveränität schlechthin anerkennt. (Vgl. Cod. Jur. Con. can. 118: „Der Papst besitzt als Nachfolger des heiligen Petrus im Primat nicht bloß einen Ehrenvorrang, vielmehr die höchste und volle Gerichtsbarkeit über die ganze Kirche"; „seine Gewalt ist von jeder menschlichen Macht unabhängig.") Die Souveränität ist also als geistliches Faktum von der weltlichen Herrschaft über den Kirchenstaat grundsätzlich getrennt, wie der Münchener Kanonist Aug. Knecht ausgeführt hat (AugsbPZ. Nr. 77) „entsprechend einer etwas mehr spiritualisierenden Richtung des Kirchenrechts seit einem Halbjahrhundert", und entgegen der aufgeregten Forderung, die von kurialer Seite immer wieder erhoben worden ist, daß zur Souveränität notwendig das Territorium gehöre.

Ohne unmittelbaren Zusammenhang mit dem kurzen Artikel über die Souveränität folgen nun die ausführlichen Bestimmungen über die Vatikanstadt (Art. 3—7), eingeleitet mit dem Satze: „Italien erkennt dem Heiligen Stuhle das volle Eigentumsrecht und die ausschließliche Gewalt und souveräne Jurisdiktion über

den Vatikan zu, wie er gegenwärtig beschaffen ist, mit all seinen Nebengebäuden und Dotationen, und schafft der Weise die Città del Vaticano für die besonderen Zwecke und mit den Modalitäten, wie sie im Nebenvertrage bestimmt werden." Auch der folgende Artikel 4 unterscheidet: „Die Souveränität und die ausschließliche Jurisdiktion, die Italien dem Heiligen Stuhl zuerkennt, bewirkt, daß in ihr keinerlei Einmischung von Seiten der italienischen Regierung erfolgen und keine andere Autorität bestehen kann außer derjenigen des Heiligen Stuhles." Nach dem simpeln Wortlaut und auch nach der italienischen Auffassung wird hierdurch die Vatikanstadt als selbständig souveränes Territorium von Italien „geschaffen" und dem Papste „zuerkannt". Allerdings ist damit, wie Mussolini in seinem wichtigen, gleichzeitig mit den Verträgen veröffentlichten „Motivenbericht" an den Staatsrat (deutsch in Eccl. Nr. 14) ausführte, nur ein schon bestehender faktischer Zustand de jure anerkannt: „Die leitende Idee, welche den Verhandlungen von Seiten Italiens zu Grunde lag, war die, nicht zuzugeben, daß von einer Abtretung auch nur unbedeutendster Streifen italienischen Gebietes die Rede sein könne, ausgenommen desjenigen, den der Heilige Stuhl bereits besaß." „Das bronzene Tor wurde niemals von Funktionären oder Behörden des italienischen Staates überschritten; es war nicht ein Palasteingang, sondern die Grenze eines Staates." Also Italien „zuerkennt" jetzt ein Gebiet, über das es seit 1871 niemals sein Besitzrecht geltend zu machen wagte. (Eine interessante Zwischenverhandlung wird hierbei von Mussolini preisgegeben: der Papst verlangte anfänglich die Villa Doria Pamphili und das dazwischen liegende Gebiet, im ganzen zirka fünf Quadratkilometer; Italien wollte darauf eingehen, wenn seine Souveränität über das ganze Gebiet anerkannt und eine jährliche Steuer von einer Lira seitens der Kurie gezahlt würde; darauf beschränkte sich der Papst lieber auf die Souveränität des Vatikans.) Von der kurialen Seite wird im Gegensatz zu dieser Auslegung die legitimistische Auffassung herausgelesen werden, wie das bisher schon geschehen ist, daß es sich nicht um eine staatliche Neuschöpfung, sondern um ein Fortleben des alten Kirchenstaats, wenn auch in sehr verkleinertem Umfang, und um Zurückgabe geraubten Kirchenguts durch Italien handle. Der Motivenbericht Mussolinis beweist für Jeden, der nicht den Standpunkt des kanonischen Rechts zu verfechten hat, daß dem auch nicht im Entferntesten so ist. Um einen neuen „Beweis für die Güte und Festigkeit des faszistischen Regimes" zu geben und „eine Frage zu lösen, die von 1870 an für unlösbar erklärt und die der Hemmschuh aller italienischen Regierungen war", hat der Duce sich auf den Boden der Tatsachen gestellt, diesen für „Recht" erklärt und damit den Papst auch auf diesen Boden gestellt. Wie gut seine Rechnung war, beweist die „Wahl" am Palmsonntag, bei der zum erstenmal und für alle künftigen Vatikanbürger auch zum letzten Male der gesamte italienische Klerus, von den höchsten Prälaten und Bischöfen an, mit seinen Scharen zur Wahlurne schritt und das Plebiszit für den Faszismus verbessern half. In Zukunft werden die Geistlichen, die nicht Vatikanbürger sind, durch den Treueid der Bischöfe an das faszistische Regime gebunden sein, und da der Heilige Stuhl im Konkordat (Art. 43) sich verpflichtet „für alle Geistlichen und Ordensleute in Italien das Verbot zu erneuern, bei irgendeiner politischen Partei Mitglied und tätig zu sein", werden sie praktisch mitsamt ihrer katholischen Aktion nichts anderes sein können, als Vermehrer der Stimmen für den Faszismus — falls sie es nicht vorziehen, zu Hause zu bleiben. Vereinzelte Pressestimmen in Italien bezeichnen es schon als eine Ungerechtigkeit, daß bei diesem Tatbestand in dem von Mussolini zusammengestellten Parlament für das katholisch-faszistische „nationale Zentrum" nur „vier Pultdeckel" eingeräumt worden seien.

Ein weiterer Punkt des zwiespältigen Interesses muß sich bei der neuen Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche namentlich im öffentlichen Unterricht offenbaren. In seinem Motivenbericht führte Mussolini aus, daß Cavours berühmte Formel „Freie Kirche im freien Staat" überholt und unmöglich durchzuführen sei. Vielmehr sei ausgehend von der Tatsache, daß fast die Gesamtheit des italienischen Volkes katholisch und der Katholizismus ältester Ruhm und Tradition Italiens sei, die völlige Eintracht und Zusammenarbeit der beiden Größen, aber nicht eine Konfusion zwischen Staat und Kirche zum Prinzip erhoben worden. Das wirkt sich so aus, daß den kirchlichen Autoritäten keinerlei Eingriff in den in öffentlichen Unterrichtsinstituten erteilten Unterricht gestattet sei; die kirchlichen Privatschulen sind hinsichtlich des staatlichen Examens den Staatsanstalten völlig gleichgestellt (Art. 35 des Konkordats). Nur bezüglich des Religionsunterrichts soll die Kirche zwar auch keinerlei Überwachungsgewalt haben, dagegen das Recht, sämtlichen Lehrpersonen in diesem Fach den obligaten Befähigungsnachweis auszustellen (missio canonica) bzw. zu entziehen, und die Religionslehrbücher zu approbieren. „Das ist eine sehr begrenzte und vollkommen verständliche Ingerenz, denn nur die kirchliche Autorität kann mit der notwendigen Kompetenz in religiöser Materie über die Eignung der Lehrer und der für den Religionsunterricht bestimmten Lehrbücher urteilen." Vom Religionsunterricht in der Muttersprache ist kein Wort zu lesen; vielmehr muß angenommen werden, daß ein solcher in den öffentlichen Schulen ausgeschlossen ist. Nur an einer andern Stelle im Konkordat (Art. 22), wo von den Inhabern der Bistümer und der Pfarreien neben der italienischen Staatszugehörigkeit gefordert ist, daß sie „der italienischen Sprache mächtig" sein müssen, wird fortgefahren: „Im Bedarfsfalle sollen ihnen Hilfskräfte gegeben werden, die außer der italienischen Sprache auch die lokale Umgangssprache verstehen und sprechen zum Zwecke, den religiösen Beistand in der Sprache der Gläubigen gemäß den Regeln der Kirche gewähren zu können." Zur „Seelsorge", die hier in der „lokalen Umgangssprache" geübt werden kann, mag der Firmunterricht gerechnet werden; der normale Schulunterricht sicherlich nicht. Es wird in Zukunft in Südtirol alles darauf ankommen, mit wieviel oder wie wenig Schikane die obige Bestimmung, daß die Pfarrer das Italienische nicht nur verstehen, sondern auch beherrschen müssen, angewandt werden wird. Hier liegt Anlaß zu schweren Konflikten, der durch die panegyrische Behandlung der Verträge in der deutsch-katholischen Presse nicht verwischt werden darf. Die in Art. 16 des Konkordats vorgesehene Anpassung der Diözesen an die staatlichen Verwaltungseinheiten, die allmählich je nach dem Tod der gegenwärtigen Bistumsinhaber durchgeführt werden soll, bringt für Südtirol automatisch die erfreuliche Maßnahme, daß der Bischofssitz von Brixen nach Bozen, der staatlichen Verwaltungszentrale, verlegt werden wird und daß dem neuen Bistum Bozen die meisten deutschen Dekanate, welche zum Bistum Trient gehörten, zugegliedert werden. Nur zwei deutsche Dekanate (Kaltern und Neumarkt) verbleiben dann noch als vorgeschobene Posten bei Trient. In Bozen kommt dann natürlich alles darauf an, daß die Kurie, die das Ernennungsrecht der Bischöfe handhabt, Einfluß genug aufwendet, auch gegen faszistisch-nationalistische Gegenwirkungen einen Deutschen auf den Bischofsstuhl zu erheben.

Auch die Grenzbestimmung bezüglich der Universitäten ist von Wichtigkeit: alle zur Ausbildung von Klerikern dienenden Universitäten, Hochschulen, Seminarien und Kollegien unterstehen lediglich dem Papste „ohne irgendeine Einmischung der Schulbehörden des Königreiches" (Art. 39). Ihre Grade, wie die Diplome der in Archiv und Bibliothek der Città del Vaticano geschaffenen Schule für Paläographie und Diplomatik, werden vom italienischen Staate anerkannt. Alle übrigen Universitäten, auch die Professoren der katholischen Herz-Jesu-Universität und der ihr angeschlossenen Institute unterstehen dem Staate; bei den letzteren muß dieser allerdings das „Nullum obstat" von Seiten des Heiligen Stuhles (Art. 38 des Konkordats) vor ihrer Anstellung feststellen. Doch nun ist da noch ein übler Punkt: „Auf alle Fälle werden Priester, die abgefallen oder einer Zensur unterworfen sind, weder zum Unterricht, noch zu einem Amte oder zu einer Anstellung zugelassen oder darin behalten werden können, in welchem sie in unmittelbarer Berührung mit dem Publikum wären." Das ist eine Lex Buonaiuti. Der als vitandus exkommunizierte Priester lehrt als Professor der Religionsphilosophie und Kirchengeschichte an der staatlichen Universität in Rom (vgl. CW 1926 Sp. 199). Schon während der Konkordatsverhandlungen ließ ihn die Regierung wissen, er müsse, um seine Stelle behalten zu können, sein Verhältnis zur Kirche neu regeln. Römische Korrespondenzen melden nun, daß er (nach schweren inneren Kämpfen) einen erneuten Antrag an den Papst gerichtet hat „um Wiederaufnahme in die Kirche" mit der Hoffnung, wenigstens einen Lehrauftrag für Geschichte der christlichen Kunst ausüben zu dürfen. Nach dem Wortlaut dieser lex Buonaiuti darf ein abgefallener Priester nicht einmal so, „wie er ihn auffaßt", auslegen wird, gegen die Wünsche schule lehren, auch wenn er noch so viel davon versteht. Es ist ganz ausgeschlossen, daß der italienische Staat diesen Artikel nicht einmal so, „wie er ihn auffaßt", auslegen wird, gegen die Wünsche des Vatikans.

Im Motivenbericht Mussolinis wird bezüglich der nichtkatholischen Kulte noch das gesagt, was im Konkordat naturgemäß nicht ausgesagt ist: „Die freie Ausübung der anderen vom Staate zugelassenen Kulte und die Rechtsgleichheit der Bürger vor dem Gesetze, was für eine Religion sie auch bekennen mögen, ist und kann durch das Konkordat auch nicht im Geringsten berührt werden. Um jedes Mißverständnis in dieser Sache auszuschalten, werden wir durch einen besonderen Gesetzentwurf vorschlagen, diese Sache durch genaue Bestimmungen zu regeln und die in verschiedenen Gesetzen zerstreuten Anordnungen zusammenzufassen und in Einklang zu bringen, um auf gerechtere Weise die freie Ausübung jeglichen Kultus, soweit er nicht der öffentlichen Ordnung zuwiderläuft, dem guten Bürger zuzusichern und die Irrelevanz des religiösen Bekenntnisses für den Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte des Reiches zu betonen." Auch bezüglich der Ehe heißt es: „Die neue Konstruktion des Eheritus" (daß mit Anerkennung der kirchlichen Eheschließung durch den Staat die Zivilgesetzgebung vorausgesetzt sei) „erlaubt, daß nicht bloß die Katholiken, sondern auch die Anhänger der anderen im Staate zugelassenen Kulte die Ehe vor den betreffenden Kultusdienern eingehen können, sofern die von den staatlichen Gesetzen aufgestellten Garantien gewahrt werden. Wer endlich die Ehe nicht mit religiösem Ritus einzugehen wünscht, kann sie immer nach zivilem Ritus schließen." Zu den Religionsgesellschaften, die nach Ansicht der italienischen Regierung „der öffentlichen Ordnung zuwiderlaufen", gehört die Heilsarmee, die in den Tagen des Konkordatsabschlusses aus Italien ausgewiesen worden ist. Öffentliche Straßenversammlungen und militärische Organisation steht nur dem Faszio zu und eventuell den hergebrachten Prozessionen der katholischen Kirche.

Wir schließen damit den Bericht über die Lateranverträge, deren exemplarische Wichtigkeit und tropfenweises Bekanntwerden die ausführliche Besprechung rechtfertigen. Vom protestantischen Standpunkt ist dem Papsttum gegenüber grundsätzlich nichts verändert. Der geistliche Souveränitätsanspruch, der nach wie vor anerkanntermaßen die Grundlage der Papstmacht darstellt, wird von uns nicht „anerkannt"; das Staatsrecht war bekanntlich hierüber bisher sehr verschiedener Meinung und wird es in Zukunft auch sein. Und Zwergstaaten, wie ein solcher (noch viel kleiner als Monaco, San Marino, oder Liechtenstein oder das verflossene Reuß ältere Linie) dem Papste nun „zuerkannt" worden ist, haben eines lächerlichen und pikanten Beigeschmacks nie ganz entbehrt. Davon haben wir in diesen Tagen in den Zeitungen und gerade auch in der katholischen Presse genug zu verkosten bekommen (bis auf jenes Kölner Bilderblatt, das seinen ahnungslosen Gläubigen den „neuen Bahnhof des Papstes", natürlich den Staatsbahnhof St. Peter, mit dem Blick auf Bramantes Kuppel im Hintergrund, fix und fertig präsentiert!). Des päpstlichen Roms Größe beruht auf dem geschichtlichen Erbe seiner Vergangenheit, auf nichts Anderem. Als geschichtlich denkende Menschen „anerkennen" wir sie und die Tatsache der Vertretung des Deutschen Reichs und Preußens im diplomatischen Korps des Vatikan, zugleich aus dem praktischen Grunde, weil wir damit den Frieden mit unsern katholischen Mitbürgern befördern zu können glauben. Ob das Papsttum im Bunde mit dem Faszismus eine neue Blüte erleben wird, muß die Zukunft lehren. Es gibt Katholiken, auch in Rom und im Kardinalkollegium, die die neuen Verträge skeptisch betrachten. In der Masse überwiegt natürlich die mit allen Mitteln (z. B. durch einen neuen Vatikanfilm) genährte Versöhnungsfreude, die in den Ostertagen zu Rom auch von glänzendstem Sonnenschein begünstigt war.

Wir werden nun durch den neuen Vatikanstaat und die Probleme seiner Souveränität auf die Frage unserer eigenen Anteilnahme daran gestoßen, ob wir über unsere Vertretung beim Papste und über die Vertretung des Papstes bei uns nicht doch Einiges zu erwägen haben, wovon unter Anderem in einem der nächsten Berichte zu handeln sein wird.

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Der Anschluß der Gemeinde Frutillar (Chile), einer Pfarrgemeinde mit 1500 deutschsprachigen Evangelischen nebst neun selbständigen angeschlossenen Gemeinden mit 170 evangelischen Familien, bisher der Kirche der altpreußischen Union angeschlossen, an den Deutschen Evangelischen Kirchenbund ist von diesem genehmigt.

Der Evangelische Oberkirchenrat hat die preußischen Geistlichen vor Veranstaltungen von Kirchenkollekten zu Gunsten des „Armenischen Hilfskomitees (Dr. Baronigian)" gewarnt.

Die sieben Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtpflege unterhalten 34 187 Einrichtungen mit 571 337 Betten in der geschlossenen, 409 052 Plätzen in der halboffenen Fürsorge und 133 136 Pflegekräften. Davon entfallen auf den Zentralausschuß für Innere Mission 12 170, 193 916, 184 478, 43 568, auf den Deutschen Caritasverband 10 916, 233 189, 177 061, 47 484, die Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden 2052, 9614, 2600, 5819, das Deutsche Rote Kreuz 2766, 15 971, 22 280, 7935, den Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrt 4976, 59 345, 10 155, 17 910.

Nach der Schankstättenstatistik für 1927 gab es in Preußen 175 852 Gast- und Schankwirtschaften, eine auf 239 Einwohner; alkoholfreie Wirtschaften gar 9836 oder 1 auf 2972 Einwohner. Jene haben um 2150, diese um 1071 zugenommen; für beides steht die Rheinprovinz an erster Stelle.

Im Entgegenkommen gegen einen Antrag des früheren Ministers für Volksbildung, jetzigen Abgeordneten Greil im Thüringer Landtag, Sammelschulen für die vom Religionsunterricht abgemeldeten Kinder zu eröffnen, beabsichtigte das Ministerium in Schmölln, wo 500 Kinder vom Religionsunterricht abgemeldet waren, auf schultechnischem Wege Parallelklassen ohne Religionsunterricht einzurichten, hat aber nach Beschluß des Gesamtministeriums davon Abstand genommen, da die geplante Maßnahme in weiten Kreisen des thüringischen Volkes eine tiefgehende Beunruhigung hervorgerufen hat. FrVkk 6

Der Braunschweiger Landeskirchentag hat beschlossen, den Geistlichen nur 85 % des gesetzlichen Pfarrergehaltes zu zahlen. Für die von der Kirchenregierung Hannover angeregten Vorbereitungen wegen gemeinsamen Choralbuchs, Liturgie, Öffentlichkeitsarbeit der Kirchen usw. wurde die Kirchenregierung auf ihren Wunsch durch drei Abgeordnete des Landeskirchentags ergänzt.

Der Hessische Landeskirchentag beschloß die Erhebung eines Kirchennotgeldes in Höhe von 2 M. von den Evangelischen über 25 Jahre und eine Kürzung der Gehälter der Geistlichen um 5 %.

In München ist eine Vereinbarung zwischen der Evangelischen und Katholischen Kirche dahin getroffen, daß für den Karfreitag die Einstellung der Arbeit und der Gewerbetätigkeit nebst Ladenschluß bis 12 Uhr Mittags erfolgt, die protestantischen Kirchen auf das Läuten der Kirchen verzichten.

In Württemberg bestehen drei größere Gemeinschaftsverbände innerhalb der Evangelischen Kirche: der altpietistische mit 700, die Hahnschen Brüder mit 400 und der Süddeutsche Verband für Evangelisation und Gemeinschaftspflege mit 200 Gemeinschaften; außerhalb der Landeskirche zwei anerkannte Freikirchen: die Bischöfliche Methodistenkirche und der Landesverband der Evangelischen Gemeinschaft mit je 8000 abendmahlsberechtigten Mitgliedern, 40 bis 50 Predigern und je 80 Kirchen und Kapellen.

Die Gemeinden der Bischöflichen Methodistenkirche in Deutschland haben ein neues Gesangbuch erhalten, das 800 Lieder umfaßt, unter denen das englische Heilslied mit 50 Nummern vertreten ist.

An der Methodistischen Christuskirche in Delmenhorst wird ein 3 Meter langes Lichtschild angebracht, auf dem rechts und links die Bekanntmachungen und in der Mitte ein Gotteswort stehen.

Die Katholische Aktion hat in Deutschland alle Bünde und Verbände der katholischen Jugend zusammengeschlossen als Katholische Jugend Deutschlands: 1,4 Millionen junger Katholiken in 25 verschiedenen Verbänden.

50 deutsche Knaben und 50 deutsche Mädchen, die sich in den ersten Monaten des Jahres auf den ersten Empfang der Kommuion vorbereitet haben, sollen den Papst zu seinem goldenem Priesterjubiläum persönlich in Rom beglückwünschen und aus der Hand des Papstes die Kommunion empfangen.

Der Schweizerische Nationalrat nahm bei der Beratung des eidgenossischen Strafgesetzbuches einen Artikel an, der sowohl den Zweikampf als auch die Studentische Bestimmungsmensur mit Gefängnisstrafe bedroht.

Die Glarner Synode nahm in der neuen Kirchenordnung die Fassung an: „Die Kirche erkennt in der Heiligen Schrift die Richtschnur ihres Glaubens und Lebens"; der Gegenantrag lautete: „sie anerkennt die Heilige Schrift als Richtschnur ihres Glaubens und Lebens." KblfdRefSchw 7

Die Französische Kammer hat die neun Kongregationsgesetze angenommen. Die Höhe der noch nicht in öffentliche Hand übergegangenen sequestierten Kirchengüter, die nunmehr an die Diözesanvereinigungen zurückgegeben werden, wird auf 22 Millionen geschätzt.

Die Theologische Fakultät von Montpellier hat 50 Studierende, darunter 7 Ausländer; Paris 60 und 28; Genf 34 Studierende, darunter 10 Genfer.

Das deutsche Evangelisationswerk in Spanien (Fliedner) zählt jetzt dort 53 Berufsarbeiter.

Der nächste Eucharistische Kongreß soll 1930 am 1500. Todestage Augustins in Karthago gehalten werden.

Das Methodistische Kollegium Monte Mario in Rom hat 130 Studenten aus zwölf verschiedenen Ländern: Protestanten, Mohammedaner, Juden und Römisch-Katholische.

Die Zahl der Protestanten in Irland ist von 1911 bis 1920 um 32,5 % zurückgegangen, während die Zahl der Katholiken im gleichen Zeitraum um 2,2 % stieg. Grund dafür ist die Furcht, daß in dem autonom gewordenen Irland kein Platz mehr für die Protestanten sei.

In Posen verloren durch das polnische Annullierungsgesetz vom 14. 7. 1920 die Gemeinde Korjanten ihre Kirche und 328 Morgen Wald, die Gemeinde Rheinsberg Bethaus und Pfarrhaus, Richnau das Bethaus, Aloschin 20 Morgen Wiese, das in ein Nonnenkloster umgewandelte evangelische Predigerseminar in Wittenburg die große wertvolle Bibliothek, andere Gemeinden und Vereine kleinere Bibliotheken.

Auf dem diesjährigem Winterfest der Fischervereinigung in Hela fehlten Alkohol und Tanzmusik gänzlich, die Bewirtung geschah nur mit Kaffee und Kuchen. Der landwirtschaftliche Verein in Danferode am Harz hat in diesem Jahr auf sein Wintervergnügen verzichtet, um das Geld einem abgebrannten unbemittelten Landwirt zuzuwenden.

Durch ein neues Gesetz werden in Rußland verboten: der Verkauf von alkoholischen Getränken an Unmündige, bei Volksbelustigungen, in Arbeiterklubs, Theatern, Kinos, Badestuben und an öffentlichen Orten, die Eröffnung neuer Handelsstellen mit Spirituosen, der Handel mit Schnaps, Wein und Bier an Feiertagen und an Tagen vorher sowie an Lohntagen in den Städten und Arbeitersiedlungen. REVB

Der Papst hat angeordnet, daß in der Kirche der heiligen Theresia in Lisieux täglich ein besonderes Gebet für Rußland verrichtet werde, um den göttlichen Beistand anzurufen, „damit das moralische Elend in Osteuropa und in Nordasien gemildert werde". „Alle diejenigen", so heißt es in dem Gebet, „die dort oben ihren christlichen Glauben bewahren wollen, sind tagtäglich den schwersten Verfolgungen ausgesetzt. Sie sind systematisch dem Hunger, schrecklichen Krankheiten, langen Foltern mitten unter Nebel und Eis und nie endenden Strafen in dunklen Gefängnissen ausgesetzt."

Zwischen der albanischen Regierung und dem ökumenischen Patriarchat war 1927 ein Konkordat über die Form, in der die Autokephalie erfolgen und welche Kandidaten für die Bistümer aufgestellt werden sollten, geschlossen. Die albanische Regierung verlangte jedoch von den Bischöfen die Verkündung der Autokephalie ohne jede Einmischung des Patriarchats, was diese verweigerten, worauf sie ausgewiesen oder interniert wurden, und ließ durch einen serbischen Bischof zwei andere Bischöfe ordinieren, wogegen das Patriarchat unter Degradierung der widerrechtlich ordinierten Bischöfe protestiert hat. Vgl. Nr. 7.

Palästina, das bisher der apostolischen Delegatur in dem französischen Syrien unterstellt war, ist durch päpstliche Verfügung jetzt der Delegatur in Ägypten zugewiesen worden.

Im Verlag des Syrischen Waisenhauses erschien ein arabisches Evangelisches Gesangbuch mit 308 Liedern und 125 Melodien für Gottesdienste und Versammlungen.

Die Mandatskommission des Völkerbundes hat erklärt, daß das Ostjordanland als dessen Mitglied verpflichtet ist, Juden aus den Ländern aufzunehmen, die Mitglieder des Völkerbundes sind. Danach sind russische Juden ausgeschlossen.

Ein Gesetzentwurf des Generalgouverneurs von Mosambik verbietet die Herstellung von alkoholischen Getränken in der Kolonie, mit Ausnahme eines aus Hirse gemachten Hausgetränks, das aber nicht verkauft werden darf, den Verkauf alkoholischer Getränke an die Eingeborenen mit Ausnahme von Weinen bis zu 12 % Alkohol und den Besitz von Apparaten zur Herstellung alkoholischer Getränke.

Der Vizepräsident der Vereinigten Staaten Charles Curtis ist Methodist und benutzt denselben Kirchenstuhl wie einst die Präsidenten Grant und Mac Kinley.

Die Methodistische Nordwestern Universität in Evanston Ill. hat ein Vermächtnis von acht Millionen Dollar erhalten.

Die chinesische Behörde in Kanton hat den Film „Ben Hur" verboten, weil er Propaganda für das Christentum mache, eine Entstellung von Wahrheit und Vernunft sei und die Imperialisten in ihrem Kampf zur Niederhaltung Chinas stärken könne.

„Professor Tillich ... hat den Ruf als Professor für Philosophie und Soziologie in Frankfurt a. M. angenommen. Bei seiner Berufung nach Dresden wurde bekanntlich (!) die Frage (!) erhoben (!), ob er zu den Atheisten zu rechnen sei." AELKZ 12

Von Personen. Angenommen: Gießen von Professor Lic. Friedrich Karl Schumann in Tübingen. Berufen: Professor D. Walter Baumgartner in Gießen als Nachfolger Duhms für AT nach Basel; Professor Lic. Joachim Jeremias-Berlin als Ordinarius für NT nach Greifswald; Privatdozent Werdermann-Berlin an die Pädagogische Akademie Hannover, Studienrat Pauls-Halle an die Pädagogische Akademie Erfurt als evangelische Religionswissenschaftler und Studentenseelsorger. Promoviert: Professor Lic. Otto Bauernfeind in Greifswald zum D. von Greifswald. Gestorben: Vorsitzender der Synodalkommission der Freikirche des Kantons Vaud Pfarrer Eugene Bridel in Lausanne; Kardinal Aurelio Galli in Mailand (dadurch vermindert sich die Zahl der italienischen Mitglieder des Kardinalkollegiums auf 27 gegen 33 Ausländer); in Lausanne Charles Brent, Präsident von Faith and Order, Bischof einst auf den Philippinen, dann von Western New York, dann der amerikanischen Episkopalkirche in Europa; Dr. Robert von Erdberg in Berlin; Agnes Sapper in Würzburg; Stadtpfarrer Gustav Gerok in Stuttgart. E St

Verschiedenes

Friedrich Wilhelm Foerster zum Schutz

Unsre Leser wissen, daß ich mich an Foersters politischer Haltung viel geärgert und dem Ausdruck gegeben habe. Aber ich habe niemals an der Echtheit seiner Motive gezweifelt. Der Politiker von heut und der Ethiker und Pädagoge von einst sind mir immer dieselbe Person geblieben.

Nun ging durch die Zeitungen jüngst der Bericht über den Prozeß, den „Die Menschheit" gegen einen Redakteur angestrengt hatte und der in Saarbrücken spielte. Es war fast überall wörtlich dasselbe. Verschieden waren nur Überschrift und Satz. Der Satz, sofern meist gesperrt oder fett zu lesen war: „daß der zweite Beigeordnete des Kabinettchefs des französischen Kommissariats über Professor Foerster, der bis vor kurzem an der Menschheit leitend beteiligt war, Folgendes erklärt habe: Professor Foerster sei für Frankreich so viel wert wie ein halber Sieg über Deutschland. Foerster koste Frankreich jährlich 50 000 Franken. Aber diese Ausgaben lohnten sich." Dazu als Überschrift etwa: „Ein vernichtendes Urteil. Foerster kostet Frankreich jährlich 50 000 Francs." „So viel wert wie ein halber Sieg. Landesverrat für jährlich 50 000 Franken." „Professor Foerster im Solde Frankreichs." „Foerster kostet Frankreich jährlich 50 000 Francs." Usw. Es liegen mir vor der Tag, die Deutsche Zeitung, das Chemnitzer Tageblatt, die Oberschlesische Tageszeitung. Die schlimmste Verwertung der Nachricht finde ich in der „Fränkischen Wacht", die das Motto trägt: „Über den Parteien. Für Christentum und Deutschtum im protestantischen Geist" Nr. 11 vom 14. März.

Ich gestehe, daß ich es nicht geglaubt habe, als ich es las. Foerster selbst ist in Saarbrücken nicht vernommen worden. Ich sagte mir aber gleich, daß es für ihn völlig unmöglich sein würde, ein Dementi bei den Tageszeitungen durchzusetzen.

Nun erfahre ich von Professor Foerster, daß es sich um eine Aussage handle, die ein Beamter der Rheinlandskommission vor drei Jahren gemacht haben soll: „wo jenes Judasgeld als Jahressumme für Landesverrat wirklich eine magere Entschädigung gewesen wäre". Beide, der betreffende Beamte, ein Herr Texier, und Foerster, sind kommissarisch eidlich vernommen worden. Foerster hat beschworen: daß er für seine Person oder für seine Propaganda (Menschheit) weder direkt noch indirekt, weder von der französischen Regierung noch von französischen Privatpersonen jemals irgendeine Subvention oder Unterstützung erhalten habe."

Das genügt. Aber wie bringt man nun die Zeitungen dazu, von dieser Erklärung Kenntnis zu nehmen und Kenntnis zu geben? Welchen Schutz gibt es noch gegen Preßverleumdung, wenn die Preß-Berichterstattung über einen Abwehrprozeß gegen einen Verleumder nur dazu benutzt wird, um der Verleumdung eine verstärkte Resonanz zu geben? Wie wenig geht es doch nach dem Audiatur et altera pars! R

Zum Fall Szimonidesz

Die Deutsche Evangelische Korrespondenz Nr. 14 vom 3. April verbreitet eine Erklärung des „Internationalen Verbandes zur Verteidigung und Förderung des Protestantismus". Ich erfahre daraus, daß ich „einer meiner bekannten Liebhabereien huldige", wenn ich darauf achte, ob Jemandem Unrecht geschieht. Das höre ich gern und will es weiter so halten. Wenn sie weiterhin meint, ich hätte „an dem Verhalten des Kirchengerichts Kritik in beleidigender Form" geübt, so sagt sie nicht, worin diese formelle Beleidigung bestanden hat. Unsre Leser kennen ja den inkriminierten Artikel in Nr. 2. Es ist schwer, vielleicht unmöglich, sich einer solchen Sache anzunehmen, ohne daß irgend jemand dadurch gekränkt wird. Ich bin zu jeder Genugtuung bereit. Für die Beurteilung des Falles ist das ja vollkommen gleichgültig. Der „Internationale Verband zur Verteidigung und Förderung des Protestantismus" täte aber gut, dem nachzugehen, ob nicht auch ein protestantisches Interesse im Verlauf des Prozesses Szimonidesz zu kurz gekommen ist. Vielleicht findet er eine Anregung dazu in den Dokumenten, die wir in voriger Nummer veröffentlicht haben, und die er bei Abfassung seiner Erklärung noch nicht kannte.

Uns muß vorläufig genügen, daß sich die ungarische Öffentlichkeit mit dem Fall beschäftigt. Die Kirche rührt sich nicht. Sagen wir noch einmal kurz, um was es sich handelt. Die lutherische Kirche Ungarns hat einen Pfarrer, der segensreich in seiner Gemeinde wirkte, in übereiltem Gerichtsverfahren seines Amtes entsetzt, weil er Kommunist sei, obwohl er das nicht war und der ungarische Staat durch sein Gericht ihn freigesprochen hatte. Soll und kann es nun dabei bleiben? R

Christ at the round Table (Christus am runden Tisch). Von E. Stanley Jones.

Von dem Verfasser des vor kurzem (Nr. 3 Sp. 117 ff.) in der Christlichen Welt besprochenen Buches: The Christ of the Indian Road ist im Februar 1928 im Verlag von Hodder und Stoughton Ltd. in London ein neues Werk mit obigem Titel erschienen, das 320 Seiten stark zum Preis von 5 Schilling (= 5 RM.) zu beziehen ist und hoffentlich auch bald ins Deutsche übersetzt werden wird. Es atmet denselben Geist liebevollen Verständnisses für die Seele Indiens und die tiefsten Fragen, die sie bewegen. Es ist dem Verfasser darum zu tun, in ernster Aussprache „am runden Tisch" mit den Vertretern der verschiedenen Richtungen und Religionen diese Fragen zu erörtern, wobei sich ganz von selbst — ohne Überhebung und Übertreibung — die stille siegreiche Hoheit Christi ergibt, die aller Sehnsucht Erfüllung bringt. Besonders eindrucksvoll sind die letzten Kapitel: Missions at the round table; The nations at the round table; The most sacred round table of all; The cross the Key to life; Christ the universal and the cosmic round table. Jaesrich

Versammlungen und Vereine

In der Pfingstwoche wird diesmal der Evangelisch-Soziale Kongreß in Frankfurt a. M. tagen. Was er voriges Jahr in Dresden geleistet hat, ist schon eine Weile verbucht in dem wie immer bei Vandenhoeck und Ruprecht erschienenen Protokoll (185 S. 4 M.): **Die Verhandlungen des 35. Evangelisch-Sozialen Kongresses.** Manches kommt hier weit besser zur Geltung, als es nach den Berichten auf der Tagung selbst der Fall war; das gilt vor allem von den beiden trefflichen Vorträgen des Volksabends: „Volksschule und soziale Betätigung" von Ministerialdirektor Kästner und „Jugendbewegung und soziale Verantwortung" von Regierungsrätin Heynacher. Die Vorträge der Hauptversammlungen hielten Pfarrer D. Herz über den „sozialen Pfarrer", Oberregierungsrätin Gaebel und Klara Meinek über die „Eingliederung der Frau in das Berufsleben". Mittendrin die Eröffnungsansprache des Präsidenten D. Simons. Das Ganze ein Band, seiner Vorgänger wert. — Der kommende Kongreß wird von der Großfrankfurter „Volksstimme" unfreundlich genug begrüßt (Nr. 77). Ja wenn man freilich den Kongreß verantwortlich machen will für all die politischen Artikel, mit der der „Sonntagsgruß" die Geschichte der deutschen Republik begleitet hat? Vielleicht könnte doch einer unsrer religiös-sozialen Freunde der „Volksstimme" sagen, daß es nun wirklich nicht angeht, alles in Einen Topf zu werfen, und daß der Evangelisch-Soziale Kongreß seine eigene Note hat.

Vom 15.—27. Juli veranstaltet die Theologische Fakultät Berlin eine Theologische Woche, zu der sie die Theologen des Auslands, insbesondre aus den angelsächsischen Ländern einlädt: Theological Summer Session University of Berlin! Näheres beim Dekan der Fakultät, Berlin C 2 Universität. Vorlesungen halten Bertholet: Phänomenologie der Religion (4 Stunden),

Deißmann: Entstehung und Wert des NT (4), v. Harnack: Tertullian und Augustin (3), Lietzmann: Hellenismus, Rabbinismus und NT (4), Mahling: Kampf gegen die sozialen Übel (3), Erich Seeberg: Philosophie der Geschichte des Christentums (4), Reinhold Seeberg: Christologie, Glauben und Wissen (4), Sellin: Prophetische Religion (4), Titius: Naturwissenschaft und Bibel (4).

Schloß Elmau wird auch in diesem Jahr wieder eine Pfarrerzeit haben: 3.—17. Juni. Dr. Johannes Müller stellt diesmal kein Thema, sondern erwartet die von den Teilnehmern aufzuwerfenden Fragen. (Post Klais. Pensionspreis um 20 % ermäßigt.)

Die Werbewoche des Deutschen Vereins gegen den Alkoholismus (14.—27. April) ist zur Hälfte vorüber, wenn diese Nummer ausgeht. Tue Jedermann, was er kann. Unsre Leser und Leserinnen sind doch alle Mitglieder? Mindestjahresbeitrag 3 M. (Postscheckkonto Berlin 9386.) Werbeschriften verschickt die Geschäftsstelle Berlin-Dahlem, Werderstraße 15. Wenn jetzt wirklich der Reichstag die Erhöhung der Biersteuer ablehnt, damit das Deutsche Reich zusammenhält, sollte eine ungeheure Welle antialkoholischer Demonstration die Antwort des Volkes sein.

Der Deutsch-Evangelische Sonntagsbund vertritt auch eine gute Sache. Er nennt sich einen „Bund der Kirchentreuen". Es handelt sich noch um mehr als die „Kirche". Gegründet 1916, hat er seinen zweiten Kongreß in Kassel an den Schlußtagen der Pfingstwoche d. J. Zuschriften an Pastor Bell, Osnabrück (Postscheckkonto Hannover 10 081).

Einen „Öffentlichen Lehrgang für evangelische Jugendführung veranstaltet BDJ nebst andern Bünden in Lübeck. 23.—25. Mai. Stählin, Heitmann, Tonnesen, Jensen, Uhsadel, Iversen, Rasmussen. Anmeldungen bis 15. 5. an Ev. Jugenddienst Lübeck, Mengstraße 1.

Eine Studienfreizeit für Organisten, Chorleiter und Pfarrer eröffnet um dieselbe Zeit — 21. bis 25. Mai — die „Evangelische Schule für Volksmusik" in Spandau, Johannesstift. Piersig, Reimann, Reusch, Schwarz: „Die Musik in Gottesdienst und Gemeinde." Vorträge, Erfahrungsaustausch, Übungen an der Orgel und im Chorleiten. Geschäftsstelle Spandau, Johannesstift, Stiftskantorei. R

Kleine Mitteilungen

Der Aufsatz von Julie Schlosser „Mensch und Kreatur" ist im Sonderdruck erschienen und vom Verlag Neu-Sonnefelder Jugend, Heppenheim, Bergstraße, für 60 Pfg. zu haben. CW 1929 Nr. 1 und 2.

Versammlungskalender

29. April bis 4. Mai Mütterfreizeit (Jungmännerwerk) Dassel im Solling
5. Mai Kirchlicher Sachsentag Meißen
20.—21. Mai Viehundertjahrfeier der Protestation Speier
21.—23. Mai Evangelisch-Sozialer Kongreß Frankfurt a. M.
21.—25. Mai Studienfreizeit für Organisten usw. Spandau
22.—27. Mai Deutsch-Evangelischer Frauenbund Marburg
23.—25. Mai Lehrgang für evangelische Jugendführung Lübeck
24.—27. Mai Evangelischer Bund (Brandenburg) Berlin-Wilmersdorf
25.—27. Mai 400jahrfeier der Reformation Hamburg
25.—26. Mai Deutsch-Evangelischer Sonntagsbund Kassel
2.— 4. Juni Theologische Universitätslehrer der baltischen Länder Riga
2.— 5. Juni Gästenmission (AEPMV) Breslau
3.— 7. Juni Weltbund für Freundschaftsarbeit, Regionalkonferenz, Königsberg
3.—17. Juni Pfarrerzeit Elmau
14.—18. Juni Evangelische Arbeitervereine Deutschlands Breslau
26. Juni bis 4. Juli Lutherischer Weltkonvent Kopenhagen
15.—27. Juli Theologischer Ferienkursus Berlin
8.—21. August Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung Helsingör
27.—29. August Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte Lund
28. August bis 1. September Deutscher Katholikentag Freiburg i. Br.
2.— 9. September Fortsetzungsausschuß Stockholm Eisenach
9.—12. September Deutscher Pfarrertag Bonn
12.—14. September Marburger Religionsgespräch Marburg
15.—20. September Gustav Adolf-Verein Breslau
18.—20. September Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Berlin
25.—28. September Deutsche Philologen und Schulmänner Salzburg
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 6. Oktober Evangelischer Bund Koblenz
7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Offene Pfarrstelle

Zum 1. Mai d. J. wird die Pfarrstelle der St. Jakobikirche zu **Braunschweig** frei. Gehalt 4400—8000 Mark in 18 Jahren steigend. Auswärtige Dienstjahre werden angerechnet. Pfarrhaus mit Garten vorhanden.

Schriftliche Meldungen bis 1. Mai d. J. erbeten an

Provisor **W. Bauermeister, Braunschweig,** Hildesheimerstr. 24.

Das Evangelische Ansgar-Schwestern-Seminar in Bremen

nimmt christlich gesinnte junge Mädchen im Alter von 20—35 Jahren mit höherer Schulbildung (ausnahmsweise auch solche mit guter Volksschulbildung) zur Erlernung der Krankenpflege auf. Die zweijährige Ausbildung erfolgt in den staatlichen Krankenanstalten. Die Ansgarschülerinnen verpflichten sich, nach Ablegung des in allen deutschen Ländern anerkannten Krankenpflegeexamens noch ein Praktikantinnen-Jahr zu absolvieren. Die Ausbildung erfolgt kostenlos. Monatliches Taschengeld.

Bei äußerer und innerer Eignung können die Schülerinnen, sowie auch **anderwärts ausgebildete und erfahrene Schwestern,** die im Besitz des Krankenpflegezeugnisses sind, in die Ansgar-Schwesternschaft aufgenommen werden, in der sich ihnen eine befriedigende Lebensstellung und verantwortliche Mitarbeit bietet.

Zu jeder näheren Auskunft ist die Direktion des Bremer Ansgar-Schwestern-Seminars (Pastor Urban, Bremen, Wielandstraße 13a und Oberin von Behr, Bremen, Hornerstraße 60) bereit, an die auch die Meldungen einzureichen sind.

Neueste RGG

für 64 M., event. in Raten (statt 96 M.) I. und II. Band samt fortlaufender Subskription (monatl. 3.60 M.) **verkauft**

Pfarrer **H. Grumbt,**
Niederschöna, Ah. Freiberg (Sa.)

Ich **verkaufe** billigst:
Fast sämtliche **„Religs.-geschichtl. Volksbücher"** (J. C. B. Mohr).
Christliche Welt, Jahrgänge 1900 bis 1910 gebunden.
Bücher v. **Gunkel, Dahm, Sellin, Niebergall, Weinel, Harnack, A. Dorner, Loofs, Dörries, Scholz** und anderen.
Anfragen an Pfarrer Jakober, Reusten bei Tübingen.

Wer ist bereit

5½jährigen, sehr begabten, gesunden

Jungen

gegen angemessene Vergütung in seine Familie mit aufzunehmen und seine Erziehung zu übernehmen? Gelegenheit zum Besuch einer guten Grundschule oder zu entsprechendem Ersatzunterricht im Hause muß vorhanden sein. Familien in schöner Gegend, möglichst auf dem Lande, oder in kleinerer Stadt, kommen in Frage. Angebote mit Preis unt. „Roland" an den Verlag der CW.

Bund für Gegenwartchristentum, Leipzig

Tröndlinring 7 abends 8 Uhr.

19. April D. Fiebig: **„Das Neue Testament von der jüdischen Literatur aus gesehen".**
3. Mai Professor Dr. Leisegang: **„Das Neue Testament von der hellenistischen Literatur aus gesehen".**
31. Mai Studienrat Nestler: **„Krieg und christliches Gewissen".**
14. Juni Pfarrer Müller-Thekla: **„Das Jahrhundert der Kirche".**
28. Juni Pfarrer Dr. Dedo Müller: **„Der Sinn der Arbeit".**
Sonntag, den 26. Mai 9 Uhr **Gottesdienst** in Böhlitz-Ehrenberg.
Predigt: Pfarrer Vogel.

Königstein im Taunus

(400 Meter)

Ärztlich geleitetes kleines Erholungsheim für nervöse Erschöpfungszustände und Rekonvaleszenten. Sorgfältige individuelle Behandlung. Ruhige Lage dicht beim alten Kurpark. Tagespreis 10 Mark, einschließlich aller Nebenspesen. Für Dauerpatienten Ermäßigung.

Dr. med. **E. Geißler.**

Wir suchen zu kaufen:

Theolog. Studien und Kritiken. Jahrgang 48 u. 49 (1875—76) auch einzelne Hefte.
Forschungen z. Relig. u. Lit. d. Alt. u. Neuen Testaments hrsg. von Bousset und H. Gunkel, komplett.
Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten. Bd. XIII, Heft 1.

Buchhandlung Gustav Fock, G. m. b. H., Leipzig.

Zu verkaufen

gebundene Jahrgänge der Christlichen Welt

1892, 94, 95, 97, 98, 99, 1900, 01, 03, 12.

Chronik der Christlichen Welt (kartoniert) 1893, 94, 95, 96, 97, 98, 1900, 01, 02, 03.

Angebote an Pfarrer Kilhak-Stahn, Berlin W 50, Achenbachstr. 18.

Welche Leserinnen und Leser sind willens, einem Mitarbeiter der Christlichen Welt für eine Arbeit über die Moderne Predigt mit oder ohne Nennung ihres Namens ihre

Eindrücke u. Beobachtungen über die Wirkung von Predigten

zur Verfügung zu stellen? Briefe unter **64** an die Redaktion d. Bl.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23 182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12 267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 4. Mai